

Jahrgang 41 • Heft 2 • 2012

Soziologie

Aus dem Inhalt

- Karl-Dieter Opp:
Die Produktion historischer ›Tatsachen‹
- Frank Welz:
Vorläufer, Zeitgenossen und Pioniere
- Klaus Lichtblau:
Theodor W. Adornos ›Theorie der Gesellschaft‹

DGS DEUTSCHE
GESELLSCHAFT
FÜR SOZIOLOGIE

campus

SOZIOLOGIE

FORUM

DER DEUTSCHEN GESELLSCHAFT FÜR SOZIOLOGIE

Heft 2 • 2012

Herausgeber im Auftrag von Konzil und Vorstand der Deutschen Gesellschaft für Soziologie:
Prof. Dr. Georg Vobruba (verantwortlich im Sinne des Presserechts).

Redaktion: Prof. Dr. Sylke Nissen und Dipl. Pol. Karin Lange, Universität Leipzig,
Institut für Soziologie, Beethovenstraße 15, 04107 Leipzig,
E-Mail: soz-red@sozio.uni-leipzig.de, Tel.: 0341/9735 648 (Redaktion) oder -641
(G. Vobruba), Fax: 0341/9735 669.

Vorsitzender der Deutschen Gesellschaft für Soziologie:

Prof. Dr. Martina Löw, E-Mail: loew@ifs.tu-darmstadt.de.

Vorstands- und Vorsitzarbeit: Dr. Sonja Schnitzler,

Kulturwissenschaftliches Institut NRW, Goethestraße 31, 45128 Essen,
E-Mail: Sonja.Schnitzler@kwi-nrw.de, Tel.: 0201/72 04-208, Fax 0201/72 04-111.

Schatzmeister: Prof. Dr. Sighard Neckel, Institut für Sozialforschung, Sencken-
berganlage 26, D-60325 Frankfurt am Main, E-Mail: Neckel@soz.uni-frankfurt.de,
Tel.: +49(0)69/75 61 83 -0, Fax: +49 (0)69/74 99 07.

Aufnahmeanträge auf der Homepage der DGS: <http://www.sozioologie.de>

Soziologie erscheint viermal im Jahr jeweils zu Beginn eines Quartals. Redaktions-
schluss ist jeweils sechs Wochen vorher. Für Mitglieder der DGS ist der Bezug der
Zeitschrift im Mitgliedsbeitrag enthalten. Beiträge in der *Soziologie* werden erfasst in
CSA Sociological Abstracts (San Diego) und SOLIS (Bonn).

Campus Verlag, Kurfürstenstraße 49, 60486 Frankfurt am Main,
www.campus.de

Geschäftsführer: Thomas Carl Schwoerer

Programmleitung Wissenschaft: Dr. Judith Wilke-Primavesi

Abonnenen- und Anzeigenbetreuung:

Steffen Schickling, 0 69/97 65 16-812, schickling@campus.de

Bezugsmöglichkeiten 2010 für Nichtmitglieder der DGS:

Jährlich erscheinen vier Hefte. Jahresabonnement privat (print + online) 70 €;

Jahresabonnement Bibliotheken/Institutionen 110 €;

Jahresabonnement Studenten/Emeriti (print + online) 30 €.

Alle Preise zuzüglich Versandkosten. Alle Preise und Versandkosten unterliegen
der Preisbindung. Kündigungen des Abonnements müssen spätestens sechs
Wochen vor Ablauf des Bezugszeitraums schriftlich mit Nennung der
Kundennummer erfolgen.

© Campus Verlag, Frankfurt 2012

Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil dieser Zeitschrift darf ohne schriftliche
Genehmigung des Verlages vervielfältigt oder verbreitet werden. Unter dieses
Verbot fällt insbesondere die gewerbliche Vervielfältigung per Kopie, die Auf-
nahme in elektronische Datenbanken und die Vervielfältigung auf CD-Rom
und allen anderen elektronischen Datenträgern.

Druck: Beltz Druckpartner, Hemsbach

ISSN 0340-918

Inhalt

Editorial	141
-----------------	-----

Soziologie in der Öffentlichkeit

Karl-Dieter Opp

Die Produktion historischer ›Tatsachen‹	143
---	-----

Identität und Interdisziplinarität

Frank Welz

Vorläufer, Zeitgenossen und Pioniere	158
--	-----

Klaus Lichtblau

Theodor W. Adornos ›Theorie der Gesellschaft‹	177
---	-----

DGS-Nachrichten

Veränderungen in der Mitgliedschaft	200
---	-----

Berichte aus den Sektionen und Arbeitsgruppen

<i>Sektion</i> Kulturosoziologie	202
--	-----

<i>Sektion</i> Land- und Agrarsoziologie	206
--	-----

<i>Sektion</i> Methoden der Qualitativen Sozialforschung	209
--	-----

<i>Sektion</i> Modellbildung und Simulation	216
---	-----

<i>Sektionen</i> Religionssoziologie und Frauen- und Geschlechterforschung	218
---	-----

<i>Sektion</i> Soziologie der Kindheit	223
--	-----

<i>Sektion</i> Soziologische Netzwerkforschung	232
--	-----

<i>Arbeitsgruppe</i> Organisationssoziologie	236
--	-----

Nachrichten aus der Soziologie

Preis der Fritz Thyssen Stiftung 2010	242
Habilitationen	249
Call for Papers	250
Soziale Ungleichheit und transnationales Kapital • Kampf um Images • Studentisches Soziologiemagazin	
Tagungen	256
The Marketization of Society: Economizing the Non-Economic	
Autorinnen und Autoren	258
Abstracts	260

Das Phänomen Journal,

liebe Kolleginnen und Kollegen,

kann man so lesen: Journals erbringen eine wichtige Dienstleistung. Sie bewahren wissenschaftliche Qualität und produzieren und reproduzieren Reputation.

Es gibt stets mehr Text-Produzenten, die in Journals veröffentlichen wollen, die also an der Journal-Reputation interessiert sind, als erstklassige Texte. Also müssen Journals die besten Texte auswählen. Und je besser diese Auswahl gelingt, umso mehr Reputation haben sie zu vergeben. Je mehr Reputation sie zu vergeben haben, desto größer der Angebotsdruck. Um die Qualität eines Journals abzusichern, gibt es Herausgeber und Review-Verfahren. Alle, die sich daran beteiligen, wirken somit an der Dienstleistung mit, die wissenschaftliche Qualität sicherstellt.

Man kann das Phänomen Journal aber auch anders lesen. Journals sind Parasiten im Sinne von Michel Serres. Da Journal-Reputation für eine Wissenschaftskarriere essentiell ist, sind die Autoren gezwungen, ihre Texte Journals anzubieten – ganz unabhängig davon, ob sie an der Rezeption durch Journal-Leser wirklich interessiert sind. Autoren, insbesondere wenn sie jung sind – und die meisten sind relativ jung –, müssen sich an Journal-Standards halten. Das schafft eine spezifische Selektivität. Sie müssen im System von hoch spezialisierten Journals die größte Veröffentlichungschance aufspüren, viele Monate lang auf eine Entscheidung warten und auf Kritik eingehen, die sich ganz bestimmt auch an Qualitätskriterien orientiert. Die Leser-Journal-Konstellation ist komplex. Kenntnis von Journal-Aufsätzen bringt selbst Reputation, ist aber ein unsicheres Lesemotiv. Denn dabei geht es ja nicht darum zu lesen, sondern zu signalisieren, dass man gelesen hat. Dafür reichen unter Umständen der Titel, das abstract und die vier bis fünf keywords.

Selbstverständlich gibt es jenseits (karriere-)taktischen Publizierens und Rezipierens auch authentisches Interesse am Lesen und Schreiben. Aber finden die Texte via Journals tatsächlich ihren Weg zu Lesern? Und welche

Texte finden den Weg? Journals schalten sich in das Verhältnis zwischen Text-Produzenten und Lesern ein und modifizieren dieses Verhältnis. Sie wirken als Relais zwischen Sender und Empfänger, und sie verändern die Sendung. Als Reputationsinstrument entwickeln Journals Parasitenpotential. Als Vehikel wissenschaftlicher Selbstverständigung werden sie als Parasiten wirksam. Schon klar, dass Herausgeber etc. bei dieser Lesart weniger gut wegkommen. In einem Satz komprimiert: Journals sind Parasiten an der wissenschaftlichen Qualität, die sie selbst sicherstellen.

Der Aufstand im Internet gegen die Verlagspraktiken von Elsevier ist bezeichnend. Zeit- und kostenintensive Zugänge zum Review-Verfahren, unzumutbare computergenerierte Kommunikation zwischen Autoren und Verlag, überteuerte Journal-Paketangebote für Bibliotheken, unüberwindbare Zugangshürden für Wissenschaftler ohne institutionelle Anbindung – das sind nur einige der Vorwürfe. Die Zahl derer, die sich weigern, am Journal-System noch länger mitzuwirken, wächst rasch. Dieser »akademische Frühling« (Frankfurter Allgemeine Zeitung vom 15. Februar 2012) lässt sich besser verstehen, wenn man die Ambivalenz von Journals ins Auge fasst.

Diese Ambivalenz zieht sich freilich auch durch alle vorstellbaren Auswege und Alternativen. Natürlich kann jeder die eigenen Texte frei ins Netz stellen. Aber wessen Texte werden dann tatsächlich gelesen? Und welche Texte sind es wert, gelesen zu werden? Einfach alles lesen und auf das eigene Urteil vertrauen, ist angesichts des riesigen Textangebots keine Lösung – genau das zeigt ja der Erfolg von Journals.

Ihr
Georg Vobruba

Die Produktion historischer ›Tatsachen‹*

Wie die falsche Teilnehmerzahl der Leipziger Montagsdemonstration am 9. Oktober 1989 Allgemeingut wurde

*Karl-Dieter Opp***

Einleitung

Wann lebte der ägyptische Pharao Tutanchamun? Ungefähr von 1341 v. Chr. bis 1323 v. Chr. Wann fand der peloponnesische Krieg statt? Er dauerte von 431 v. Chr. bis 404 v. Chr. Wie viele Protestierende nahmen an der Montagsdemonstration am 9. Oktober 1989, weithin als Schlüsselereignis der Friedlichen Revolution angesehen, teil? Die einhellige Antwort ist 70.000 (es ist sogar selten, dass »ungefähr« hinzugefügt wird). Diese und viele weitere Daten und Zahlen haben sich als Fakten etabliert – sie werden in Geschichtsbüchern, im Internet und in Enzyklopädien veröffentlicht und sind mittlerweile Allgemeingut. Doch wie weit können wir diesen Daten trauen? Die meisten, die diese Daten akzeptieren, gehen davon aus, dass Historiker und andere Sozialwissenschaftler sorgfältig alle vorhandenen Quellen untersucht haben um sicherzugehen, dass die veröffentlichten

* *Anmerkung der Redaktion:* Der vorliegende Aufsatz wurde zuerst veröffentlicht in den Jahrbüchern für Nationalökonomie und Statistik, Sonderheft 5 und 6 über Datenprobleme, herausgegeben von Andreas Diekmann, Band 231 (2011), S. 598–607. Wir danken den Jahrbüchern für die Genehmigung zum Wiederabdruck und Matthäus Vobruba für die Übersetzung aus dem Englischen.

** Mein Dank gilt Steven Pfaff (University of Washington, Department of Sociology, Seattle) für wertvolle Anmerkungen zu einer früheren Version dieser Arbeit. Auch danke ich Andreas Diekmann (ETH Zürich) und einem anonymen Gutachter des genannten Sonderheftes der Jahrbücher (siehe vorige Fußnote) für hilfreiche Hinweise.

Daten korrekt sind. Aber wurden wirklich alle Anstrengungen unternommen, um diese Daten zu prüfen? Wenn nicht, wird dies bei der Veröffentlichung angegeben? Selbst wenn Historiker und Sozialwissenschaftler¹ sich bei der Untersuchung dieser Daten große Mühe gegeben haben, hätten ihnen nicht Fehler unterlaufen können? Wenn Daten problematisch sind, ist anzunehmen, dass die größten Schwierigkeiten bei den ältesten Daten bestehen, für die weniger Quellen vorhanden sind und es komplizierter ist, die Aussagekraft dieser Quellen abzuschätzen. Daher sollte man erwarten, dass Informationen über Ereignisse der jüngeren Geschichte zuverlässiger sind. Warum sollte man daran zweifeln, dass zum Beispiel die Zahl der Teilnehmer der Leipziger Montagsdemonstration am 9. Oktober 1989 tatsächlich 70.000 betrug?

In diesem Aufsatz wird ein detailliertes Beispiel für eine historische ›Tatsache‹ behandelt, die allgemein akzeptiert wird, aber definitiv falsch ist. Überall ist zu lesen, dass an der Montagsdemonstration in Leipzig am 9. Oktober 1989 70.000 Personen teilnahmen.² Wie kann eine falsche Zahl allgemein akzeptiert werden, wenn sie sich auf ein so wichtiges Ereignis in der jüngeren deutschen Geschichte bezieht? Die Demonstration stellte schließlich die Weichen für den Kollaps des kommunistischen Regimes in Ostdeutschland.³ Noch überraschender ist aber, dass die Fehlerhaftigkeit dieser Zahl von 70.000 seit 1993 bekannt ist (Opp, Voß, Gern 1993: 47). Und dennoch wird sie bis heute allgemein akzeptiert.

Zum Verständnis dieses Beitrags ist es nützlich, kurz den historischen Kontext, das heißt die Situation in der DDR 1989, zu beschreiben. Die Proteste kamen insofern überraschend, als die DDR einer jener kommunistischen Staaten war, die durch ein ausgedehntes System der Unterdrückung stabil schienen. Seit dem Aufstand vom 17. Juni 1953 hatte es kaum

1 Aus Gründen der besseren Lesbarkeit wird in diesem Beitrag die männliche Form verwendet. Sämtliche Personenbezeichnungen schließen selbstverständlich beide Geschlechter ein.

2 Zum Beispiel auf der Website zum 20. Jahrestag der Demonstration vom 9. Oktober 1989: www.siebzigttausend-in-leipzig.de. Diese Website steht unter der Patronage des Leipziger Bürgermeisters Burkhard Jung. Dort heißt es auf der Startseite: »Am 9. Oktober 2009 jährt sich die Montagsdemonstration, an der 70.000 teilnahmen, zum zwanzigsten Mal.« Diese Zahl wird also als etablierte Tatsache angesehen.

3 Die Demonstration ist auch aus einem anderen Grund einzigartig: Selbst wenn wir annehmen, dass die Schätzung von 70.000 korrekt ist, ist dies die höchste Mobilisierungsrate in städtischen Rebellionen in der Geschichte. Für Details vgl. Pfaff 2006: 284f.

Protest gegeben. Im Mai 1989 begann sich die Situation zu wandeln, als Mitglieder der Oppositionsbewegung herausfanden, dass die veröffentlichten Ergebnisse der Kommunalwahlen gefälscht worden waren. Dies führte zu einer Reihe von Protesten, die im Laufe des Jahres 1989 immer mehr zunahmen. Die größte Demonstration in der Geschichte der DDR nach 1953 fand am 9. Oktober 1989 statt. Mehr als 70.000 Bürger – dies ist die Zahl, die allgemeine Akzeptanz gefunden hat – versammelten sich im Zentrum Leipzigs auf dem Karl-Marx-Platz (heute Augustusplatz), obwohl eine Zerschlagung dieser Demonstration wahrscheinlich war. Die Demonstration blieb jedoch friedlich, sowohl von Seiten der Demonstranten als auch der Polizeikräfte. Nach diesem Ereignis nahmen die Proteste in Leipzig – die bekannten Montagsdemonstrationen – und an anderen Orten in der DDR zu und führten schließlich zum Zusammenbruch des kommunistischen Regimes. Es ist keine Übertreibung zu behaupten, dass diese Demonstration ein entscheidender Schritt auf dem Weg zum Zusammenbruch des kommunistischen Regimes und der Vereinigung der beiden deutschen Staaten war. Die ersten freien Wahlen wurden am 18. März 1990 abgehalten. Die deutsche Wiedervereinigung fand am 3. Oktober 1990 statt.⁴

Der Anstoß, die Zahl 70.000 zu untersuchen

Die Zahl von 70.000 Teilnehmern wurde in den Medien kurz nach der Demonstration vom 9. Oktober 1989 berichtet und schnell allgemein anerkannt. Zuerst berichteten Zeitungen über sie, dann wurde sie von Wissenschaftlern oder Mitgliedern politischer Parteien und anderer Organisationen, wie zum Beispiel dem Museum »Zeitgeschichtliches Forum« in Leipzig, übernommen. Außerdem ließen sich Bilder von der Demonstration am Karl-Marx-Platz, die eine dicht gedrängte Menschenmenge zeigen, mit einer solchen Zahl vereinbaren. Es schien also keinen Grund zu geben, an den 70.000 zu zweifeln.

⁴ Es gibt eine nicht mehr zu überblickende Literatur über den Umbruch in der DDR. Im Folgenden sollen – neben der ausgezeichneten englischsprachigen Studie von Pfaff 2006 – nur einige deutschsprachige Monographien in alphabetischer Reihenfolge genannt werden, die unseres Erachtens das weite Spektrum der Erklärungen repräsentieren: Brähler, Wirth 1995; Glaebner 1992; Heydemann, Mai, Müller 1999; Joas, Kohli 1993; Opp, Voß, Gern 1993; Zwahr 1993.

Allerdings gab es sehr wohl Grund für Zweifel. Dieser liegt in überraschenden Ergebnissen eines Forschungsprojektes, das 1990 von der Deutschen Forschungsgemeinschaft finanziert worden war. Das Ziel des Projekts bestand in der Erklärung der Friedlichen Revolution in Ostdeutschland 1989/1990. Im Rahmen dieses Projekt wurde im Herbst 1990 eine repräsentative Umfrage in der Leipziger Bevölkerung durchgeführt.⁵ Der Großteil der Fragen behandelte die Situation im Herbst 1989. Unter anderem wurden die Befragten gebeten anzugeben, ob sie sich an einer der Montagsdemonstrationen beteiligt hatten und, wenn ja, an welcher. Von den 1.300 Befragten gaben 1.225 eine gültige Antwort. 320 Befragte gaben an, an der Demonstration am 9. Oktober 1989 teilgenommen zu haben. Dies entspricht 26 % der Stichprobe.

Dieses Ergebnis stimmte mit den herkömmlichen Schätzungen über die Größe des Protests jedoch nicht überein. Ende 1989 hatte Leipzig dem statistischen Jahrbuch der DDR zufolge 530.010 Einwohner. 70.000 entsprechen 13,21 % dieser Bevölkerung. Dies wäre nur die Hälfte des Anteils, den wir mit unserer Umfrage ermittelt hatten. Allerdings ist ein Anteil von 13,21 % nicht korrekt, weil sich unter den 70.000 auch Teilnehmer befanden, die keine Leipziger waren. Demonstranten kamen auch von außerhalb, aber deren Zahl ist unbekannt. Das heißt, es gab mit Sicherheit weniger als 70.000 teilnehmende Leipziger. Wenn man annimmt, dass 60.000 Demonstranten aus Leipzig selbst kamen, so ergibt dies einen Anteil von 11,32 % ($60.000 \times 100/530.010$). Die Schätzung von 13,21 % ist daher zu hoch.

Eine weitere Korrektur ist erforderlich: Wahrscheinlich sollte man nur jene Einwohner berücksichtigen, die 15 Jahre oder älter sind, also insgesamt 440.156. Wenn wir dies als Grundlage für unsere Berechnung nehmen, liegt der Anteil bei 15,9 % ($70.000 \times 100/440.156$) – immer noch deutlich niedriger als der in unserer Umfrage gemessene Anteil. Es zeigt sich also eine klare und substantielle Differenz zwischen der Zahl der Teil-

⁵ Die Untersuchung vom Herbst 1990 war nur die erste Welle eines Panels mit drei weiteren Wellen 1993, 1996, 1998. Für die erste Welle siehe Opp, Voß, Gern 1993 (englisch: 1995). Es gibt zahlreiche Publikationen zu diesem Projekt. Siehe auch Opp 1993 und 1994; Opp, Gern 1993. Opp 1997 wertet die erste und zweite Umfragewelle aus. Zu den neuesten Veröffentlichungen gehören Opp, Kittel 2010 und Opp, Brandstätter 2010 mit weiteren Literaturhinweisen. Es gibt keinen vergleichbaren Paneldatensatz, in dem dieselben Personen noch unter kommunistischer Herrschaft und mehrmals nach der Wiedervereinigung befragt wurden.

nehmer, die aus unserer repräsentativen Umfrage extrapoliert wurden, und der allgemein akzeptierten ›Tatsache‹ von 70.000.

Wie kann dieser Unterschied erklärt werden? Als uns die Diskrepanz zum ersten Mal auffiel, vermuteten wir, dass uns ein Fehler in der Umfrage unterlaufen war. Also nahmen wir an diesem Punkt die Zahl 70.000 als gegeben an und fragten uns: »Was könnte mit der Datensammlung schiefgelaufen sein?« Es gab mehrere Möglichkeiten:

Soziale Erwünschtheit und Antwortverzerrungen

Zu der Zeit, als die Umfrage durchgeführt wurde, schien die Teilnahme an den Montagedemonstrationen den Befragten einen gewissen Status zu verleihen. Jemand, der zugeben müsste, an der entscheidenden Montagsdemonstration am 9. Oktober nicht teilgenommen zu haben, könnte sich dafür genieren und dem Interviewer absichtlich eine falsche Antwort geben. Die hohe Teilnehmerzahl an der Umfrage könnte also dadurch erklärt werden, dass die Befragten ihre Beteiligung übertrieben. Eine große Anzahl Nicht-Teilnehmer könnte angegeben haben, sie hätten teilgenommen, weil dies die sozial erwünschte Antwort war.

Wir hatten diese Reaktion erwartet und entsprechende Vorkehrungen getroffen. Die Fragen zur Protestteilnahme (einschließlich der Teilnahme an den Montagedemonstrationen) wurden in einem eigenen, selbst auszufüllenden Fragebogen erhoben: An einem Punkt während der Befragung wurden die Interviewten gebeten, einen Fragebogen auszufüllen, der ihnen mit einem Kuvert übergeben wurde. Die Befragten steckten den ausgefüllten Fragebogen in den Umschlag und verschlossen ihn, so dass der Interviewer die Antworten nicht sehen konnte. Darüber hinaus wurde den Befragten versichert, dass der Interviewer das Kuvert nicht öffnen würde, also konnte es von Seiten des Interviewers keine negativen Reaktionen auf unerwünschte Antworten geben.

Ein weiterer Indikator für das Fehlen von sozialer Erwünschtheit war die Antwort auf eine Frage nach der Mitgliedschaft in der SED. Als unsere Befragungen stattfanden, wurde es nicht als wünschenswert erachtet, Mitglied in der SED gewesen zu sein. Wenn die Befragten generell sozial erwünschte Antworten gegeben hätten, wäre zu erwarten gewesen, dass die Zahl derer, die ihre Mitgliedschaft in der SED zugaben, niedriger war als die reale Zahl. Wir erhielten die Zahl der SED Mitglieder vor dem 9.

Oktober 1989 vom Parteibüro der örtlichen PDS. Es zeigte sich, dass sich die von der PDS übermittelten Zahlen nicht von den aus der Umfrage extrapolierten Zahlen unterschieden. Dies ist ein wichtiger Indikator für das Fehlen von sozialer Erwünschtheit, denn die Frage über die Mitgliedschaft in der SED wurde während der Befragung und nicht in dem selbst auszufüllenden Fragebogen gestellt.

Es mag andere Antwortverzerrungen geben, aber in diesem Fall scheinen sie unwahrscheinlich. Zum Beispiel mögen sich Menschen nicht daran erinnern, ob sie teilgenommen haben oder nicht, oder aus irgendeinem Grund könnten Nicht-Teilnehmer angeben, doch teilgenommen zu haben. Solche Verzerrungen sind hier unwahrscheinlich, da die Teilnahme an der Demonstration vom 9. Oktober 1989 einzigartig und sehr wichtig war und starke Emotionen auslöste, so dass auf der Basis psychologischer Forschungen zu erwarten ist, dass ein solches Ereignis gut erinnert wird. Es kann also grundsätzlich nicht ausgeschlossen werden, dass es eine Verzerrung in den Daten gibt, aber unsere detaillierte Analyse legt nahe, dass dies unwahrscheinlich ist (siehe dazu besonders die Diskussion in Opp, Gern 1993). Wir sind daher überzeugt, dass die Diskrepanz zwischen den offiziellen Zahlen der Teilnehmerzahl und den Ergebnissen der Umfrage nicht durch Antwortverzerrungen erklärt werden kann.

Auswahlverzerrung und Überrepräsentation

Möglicherweise ist der hohe Anteil von Demonstranten in der Umfrage Ergebnis einer Selbstselektion durch die Befragten: Wer teilnahm, könnte eher daran interessiert sein, befragt zu werden. Er oder sie mag daher in größerer Anzahl der Befragung zugestimmt haben, als jene, die nicht teilgenommen hatten. Obwohl die Auswahl der Befragten zufällig war, hätte Selbstselektion zu der hohen Zahl von Teilnehmern führen können. (Opp, Voß, Gern 1995: Anhang). Wir haben jedoch die Übereinstimmung der demographischen Charakteristika der Stichprobe mit denen der Gesamtbevölkerung Leipzigs gemäß offiziellen Statistiken geprüft. Als Ergebnis dieser Vergleiche konnten wir feststellen, dass es keine Verzerrungen bei der Auswahl der Befragten gab.

Eine Überrepräsentation der Protestierenden in der Umfrage könnte auch durch Zufall entstehen. Nehmen wir an, es gäbe eine Bevölkerung von 1.000 Personen, darunter 100 Protestierende (10 %). Angenommen,

300 verschiedene Wahrscheinlichkeitsstichproben werden gezogen, jede mit 50 Befragten. Es besteht die Möglichkeit, dass eine dieser Stichproben nur aus Protestierenden besteht, aber die Wahrscheinlichkeit für eine solche Stichprobenziehung ist sehr gering. Ebenso kann eine der Stichproben 15 Protestierende, d. h. 30 % enthalten. Solche Abweichungen sind möglich, auch wenn wir annehmen, dass in den meisten der 300 Stichproben 10 % Demonstranten vertreten sind. Unsere Analyse der verschiedenen demographischen Variablen hat jedoch gezeigt, dass diese Variablen im Vergleich zur Gesamtbevölkerung in der Stichprobe gut repräsentiert sind. Dies ist ein Hinweis darauf, dass auch die Anzahl der Demonstranten nicht überrepräsentiert ist.

Zwischenfazit

Unsere empirische und theoretische Analyse der Daten legt nahe, dass die hohe Zahl von Teilnehmern nicht durch Verzerrung in den Daten oder durch die Auswahl der Befragten zustande kam. Wie also kann die höhere Teilnehmerzahl in unserer Untersuchung erklärt werden? Wir waren unsicher und zogen erst später die Möglichkeit in Betracht, dass die offizielle Zahl von 70.000 Teilnehmern falsch sein könnte. Dies zeigt, wie sehr man offiziellen Daten vertraut. Das bestätigt sich, wenn ich das Projekt in Seminaren oder Vorträgen zur Diskussion stelle. Ich berichte dann von der Differenz zwischen den Umfragedaten und der offiziellen Teilnehmerzahl. Nur äußerst selten fragt jemand aus dem Auditorium, ob die Zahl 70.000 falsch sein könnte.

Wie schätzt man die Größe einer Demonstration, nachdem sie stattgefunden hat?

Nachdem wir in Betracht gezogen hatten, dass die offiziellen Zahlen falsch sein könnten, versuchten wir herauszufinden, wie die Zahl 70.000 zustande gekommen war. Zuerst telefonierten wir mit verschiedenen Zeitungen, wie auch mit der Deutschen Presse-Agentur. Niemand konnte uns sagen, wie es zu der Zahl 70.000 gekommen war und was die Quelle dieser Zahl war.

Die Leipziger Polizei, die oft Schätzungen veröffentlicht, hatte ebenfalls keine Informationen.

Gab es einen anderen Weg, um diese Zahl zu überprüfen, mehr als ein Jahr nachdem die Demonstration stattgefunden hatte?⁶ Zwei Informationen werden benötigt (Opp, Voß, Gern 1995: 24): erstens die Größe der Fläche in Quadratmetern, auf der die Demonstranten standen, und zweitens, die Zahl der Personen auf einem Quadratmeter. Wenn diese Informationen vorliegen, lässt sich die Größe der Demonstration leicht berechnen. Man muss nur die Zahl der Quadratmeter mit der Zahl der Teilnehmer pro Quadratmeter multiplizieren.

Wie kamen wir an die Information über das Areal, auf dem die Demonstranten standen? Wir fanden zahlreiche Photos, die während der Demonstration am 9. Oktober 1989 gemacht worden waren und den Karl-Marx-Platz und die anliegenden Straßen wie die Grimmaische Straße zeigen. Darüber hinaus erzählten uns Teilnehmer, wo die Demonstrierenden gestanden hatten. Peter Voß (einer der drei Autoren von Opp, Voß, Gern 1993) und ich maßen entsprechend den Bereich der Demonstration aus. Die Fläche dieses Gebietes beträgt 41.500 Quadratmeter.

Wie viele Teilnehmer standen auf einem Quadratmeter? Die Photos zeigen, dass vier Personen pro Quadratmeter eine gute Schätzung ist. In diesen Fall liegt die Zahl der Teilnehmer bei 166.000 (4×41.500). Wenn wir nur drei Personen pro Quadratmeter annehmen, würde die Teilnehmerzahl 124.500 betragen.

Es kann also keinen Zweifel geben, dass die Zahl von 70.000 Teilnehmern an der Leipziger Montagedemonstration vom 9. Oktober 1989 schlicht falsch ist. Tatsächlich muss diese Zahl zwischen 124.500 und 166.000 gelegen haben. 70.000 ist ganz gewiss zu niedrig.

Es sollte angemerkt werden, dass unser Vorgehen nicht so originell war, wie wir zunächst glaubten. Unsere Erkundigungen ergaben, dass die Polizei immer auf diese Weise vorgeht, um die Größe von Versammlungen zu schätzen. Wie oben erwähnt, geschah dies für die Demonstration vom 9. Oktober 1989 jedoch nicht.

⁶ In Seminaren und Vorlesungen, in denen dieser Fall präsentiert wurde, fragte ich üblicherweise, wie man die Zahl überprüfen könnte, lange nachdem die Demonstration stattgefunden hatte. Nur sehr wenige Studierende kamen auf die Vorgehensweise, die im Folgenden beschrieben wird.

Wie entstand die Schätzung von 70.000?

Wer die Zahl von 70.000 akzeptiert, mag hinsichtlich der vorangegangenen Argumente immer noch skeptisch sein. Bisher ist die Frage offen, wie die geheimnisvolle Schätzung von 70.000 entstand und wie sie Allgemeingut werden konnte. Eine plausible Hypothese ist, dass es eine vertrauenswürdige oder hochangesehene Person oder Gruppe gab, die diese Zahl hervorbrachte und verbreitete.

Es war ein glücklicher Zufall, dass Helena Flam, Professorin für Soziologie an der Universität Leipzig, wo ich selbst von 1993 bis 2002 Professor war, eine Studie über Mitglieder der oppositionellen Gruppen in Leipzig durchführte. Am 30. Mai 1996 sandte sie mir die Transkription eines Interviews zu, in dem angesprochen wurde, wie die Schätzung von 70.000 und Schätzungen der Teilnehmerzahlen anderer Demonstrationen entstanden. Dieses Interview wurde bisher nicht veröffentlicht. Im Folgenden wird der Text des Interviews in Auszügen wiedergegeben.

Um den Bericht zu verstehen, muss man wissen, dass die Montagsdemonstrationen nach dem Friedensgebet in der Nikolaikirche stattfanden, das von 17 bis 18 Uhr abgehalten wurde. Diese Kirche ist nicht weit vom ehemaligen Karl-Marx-Platz entfernt. Nach dem Friedensgebet gingen die Teilnehmer von der Kirche auf den Platz und durch die breiten Straßen im Stadtzentrum. Andere, die nicht am Friedensgebet teilgenommen hatten, stießen dazu.

Die Zahl von 70.000 Demonstranten entstand nun folgendermaßen. Ein Mitglied der oppositionellen Gruppen mit engen Kontakten zur Gemeinde der Nikolaikirche berichtete im Interview, dass er und einige andere am 9. Oktober 1989 an den Friedensgebeten teilgenommen hatten. Danach gingen sie ins Pfarrbüro, wo sich schon weitere Mitglieder befanden. Von dort aus hatten sie einen Blick auf den Nikolaikirchhof, den Platz neben der Nikolaikirche. Alle waren überrascht, dass sich so viele Menschen versammelt hatten. Die Gruppe schloss sich dann den Demonstranten für einige Zeit an, ging in der Innenstadt umher und kehrte schließlich in das Büro zurück. Vertreter der Medien aus Berlin, die Informationen über die Montagsdemonstration und insbesondere über die Teilnehmerzahl erhalten wollten, riefen das Büro an. Einer der Interviewten berichtete:

»Wir mussten ja sozusagen nun eine Zahl angeben, die Leute hamm' [haben] ja angerufen, die Medien hamm' nun eine Zahl verlangt von uns. Wie viele Leute sind denn nun an den Demonstrationen beteiligt. Und wir hamm' dann, irgendetwann

hamm' wir zusammen gesessen zu viert, der eine hat gesagt 50.000, der andere hat gesagt 90.000, wir hamm' uns dann in der Mitte irgendwo getroffen und 70.000 bekannt gegeben. Das ist die Zahl, die heute noch so in den Medien geistert.«

Ein anderer Interviewpartner sagte:

»Wir wissen überhaupt nicht, ob die [Zahl] jemals gestimmt hat.«

Derselbe Interviewte fuhr fort:

»Und das hamm' wir dann jeden Montag wieder so gemacht. Wir sind dann dem Demonstrationszug entgegen gefahren mit dem Fahrrad und hamm' dann immer so abgepeilt ... Und dann hamm' wir immer den Medien, den R. [Name ist dem Autor bekannt] angerufen in Berlin, und der hat dann immer gesagt: Es müssen mehr sein als letzten Montag. Und dann hammer [haben wir] eben das nächste Mal 90.000 gesagt oder so. Ob das gestimmt hat oder nicht, das weiß keiner.«

Diese Interviews zeigen, dass die Schätzung von 70.000 nicht auf einer wie der von uns angewendeten, verlässlichen Vorgehensweise beruhte. Es war reine Spekulation. Darüber hinaus ist nicht davon auszugehen, dass diese Schätzung auf einer geeigneten Ausbildung beruhte. Wäre ein Polizeibeamter, der auf der Basis von Photographien schon viele Versammlungsgrößen geschätzt hatte, gebeten worden, die Größe der Montagsdemonstration zu schätzen, würden wir solchen Einschätzungen eher vertrauen als den Einschätzungen eines Mitglieds der Opposition, das keine solche Erfahrung hat. Wenn man die Korrektheit der 70.000-Schätzung in diesem Fall beurteilt, ist aber auch von Bedeutung, dass die Interviewpartner selbst auf die Zweifel an ihren Schätzungen hinweisen.

Darüber hinaus ist es wichtig festzuhalten, dass die Schätzungen über die Größe der anderen Montagsdemonstrationen ebenfalls nicht korrekt sind. Dies entspricht auch unseren Daten (vgl. Opp, Voß, Gern 1993: 339f.). Das ist jedoch nicht das Thema dieser Arbeit. Daher werden wir hier dazu nicht weiter ins Detail gehen.

Was können wir aus diesem Fall lernen?

Diese Arbeit beschreibt einen Fall, in dem eine allgemein akzeptierte historische ›Tatsache‹ zweifelhaft erschien und sich tatsächlich als falsch erwies: Es ist allgemein akzeptiert, dass an der Leipziger Demonstration am 9. Oktober 1989 70.000 Bürger teilnahmen. Das sind ungefähr 13 % bis 15 %

der Bevölkerung Leipzigs. Unsere repräsentative Umfrage weist dagegen auf eine Teilnehmerquote von 26 % hin. Dies entspricht ungefähr 130.000 Personen. Wir schritten den Bereich ab, auf dem sich die Demonstranten versammelt hatten. Die Photos zeigen, dass zwischen drei und vier Personen auf einem Quadratmeter standen. Dementsprechend nahmen tatsächlich zwischen 124.500 und 166.000 Bürger teil.

Die Entstehung der 70.000-Schätzung ist ein Fall einer willkürlichen Datenkonstruktion, die ihren Weg in die Geschichte fand. Ohne unsere Umfrage und den glücklichen Umstand, auf Helena Flams Interview mit Mitgliedern der ehemaligen Opposition gestoßen zu sein, wäre an der Schätzung von 70.000 nie gezweifelt worden.

Welche Lehren können Sozialwissenschaftler (einschließlich Anthropologen, Historiker, Sozialpsychologen, Soziologen und Politikwissenschaftler) aus diesem Fall ziehen?

- (1) Wenn ein Sozialwissenschaftler Daten verwendet, sollte er oder sie fragen, ob versucht wurde, die Richtigkeit dieser Daten zu prüfen. Das vielleicht auffallendste Merkmal der Zahl von 70.000 ist, dass es anscheinend nicht das geringste Interesse oder auch nur einen Versuch gab, die Richtigkeit dieser Zahl zu untersuchen. Das Postulat »Überprüfe die Richtigkeit der verwendeten Daten« sollte aber für jeden gelten, der Daten einem Publikum präsentiert. Im vorliegenden Fall sind das Publikum nicht nur Sozialwissenschaftler, sondern auch Journalisten, Schriftsteller, Organisationen wie Museen und die Öffentlichkeit.
- (2) Eine weitere Lehre, die wir aus unserem Fall ziehen können, ist: Traue keinen Daten (einschließlich Zahlen), die fest etabliert zu sein scheinen. Besonders vorsichtig muss man sein, wenn die Daten Allgemeingut geworden sind, und es nicht den leisesten Zweifel an ihrer Richtigkeit gibt.
- (3) Man sollte einen sehr kritischen Blick auf die Art und Quelle der Datennachweise werfen. Wäre dokumentiert worden, dass Mitglieder der Opposition 1989 die Größe der Montagedemonstrationen geschätzt hätten, wäre die Quelle der Zahlen damit identifiziert gewesen. Das ist grundsätzlich die erste Frage, die gestellt werden sollte: *Wer* sammelte oder wer veröffentlichte die Daten zuerst? War es ein Wissenschaftler, eine Regierungsbehörde, ein Forschungsteam oder eine private Firma? Die zweite Frage lautet: *Wie* wurden die Daten gesammelt? Basieren die Daten auf teilnehmender Beobachtung oder nicht, auf formellen oder informellen Interviews oder auf vorhandenen Dokumenten?

Wenn diese Fragen geklärt sind, sollten Sozialwissenschaftler als nächstes Hypothesen aus der Methodenliteratur heranziehen, um die Richtigkeit der Daten zu überprüfen. Wenn man zum Beispiel historische Daten beurteilt, ist es ratsam, zuerst einige Eigenschaften des Historikers zu ermitteln, der die Daten gesammelt hat, bevor man beginnt, die Daten selbst zu analysieren (Carr 1961, Kapitel 1). Mit anderen Worten, die Interessen und Sichtweisen des Historikers und ihr potentieller Einfluss auf die präsentierten Daten sollten analysiert werden. Das trifft auf jede Form von Daten zu. Nehmen wir an, dass eine Gruppe von Wissenschaftlern beispielsweise ein Curriculum auswertet. Besteht die Wahrscheinlichkeit, dass die Daten verzerrt (oder gar gefälscht) werden? Man sollte die Verbindung der Forschergruppe mit dem Curriculum untersuchen. Vielleicht waren die Wissenschaftler Mitglieder jener Gruppe, die das Curriculum beschlossen oder offen seine positiven Eigenschaften betont haben. In diesem Fall wird es ein starkes Interesse geben, keine negativen Ergebnisse aus der Evaluation zu erhalten. Regierungsvertreter haben selten ein Interesse daran, unverzerrte Daten zu präsentieren. Auch wer befragt oder beobachtet wird, könnte ein Interesse daran haben, sich selbst positiv darzustellen. Dies alles ist Sozialwissenschaftlern bekannt. Aber unser Fall deutet darauf hin, dass sozialwissenschaftliches Wissen über die Validitätsbedingungen von Daten nicht immer angewendet wird.

- (4) Viele Sozialwissenschaftler trauen Umfragen nicht. Wenn das Ergebnis von Umfragen nicht mit offiziellen Daten übereinstimmt, werden sie wahrscheinlich letztere als glaubwürdiger ansehen. Dies passierte, wie beschrieben, auch in unserem Fall. Aber unsere Fallstudie hat diese Überzeugung widerlegt. Die Lehre ist: Wenn Umfragedaten und offizielle Daten in Widerspruch zueinander stehen, sollten alle Daten hinterfragt werden.
- (5) Wie schon zuvor angemerkt, sind seit 1993 Hinweise darauf verfügbar, dass die Zahl von 70.000 falsch ist (Opp, Voß, Gern 1993: 47). Warum wird diese Publikation ignoriert? Die Diskussion über die Richtigkeit der Zahl von 70.000 in dieser Quelle ist zwar sehr kurz, nicht einmal eine Seite lang. Die Geschichte, wer die Zahl als erster aufbrachte und wie sie geschätzt wurde, wurde noch gar nicht veröffentlicht. Aber von Wissenschaftlern, die sich für die Geschichte der DDR interessieren, sollte erwartet werden, dass sie ein Buch lesen, das historisch wichtige Ereignisse in der deutschen Geschichte behandelt. Dies kann ganz be-

sonders erwartet werden, wenn das Buch neue Daten enthält. Möglicherweise haben Historiker, Journalisten und Andere diese Quelle nicht herangezogen, weil es sich um eine quantitative soziologische Studie handelt. Obwohl das Buch leicht zugänglich geschrieben wurde und für das Verständnis von Theorie und Ergebnissen keine Vorkenntnisse erforderlich sind, schien es wahrscheinlich immer noch zu »wissenschaftlich«, verglichen mit den zahlreichen populären und akademischen Büchern über die DDR, die seit 1989 publiziert werden. Die Unwissenheit über die Widerlegung der Zahl 70.000 zeigt, dass sogar trotz veröffentlichter Belege für die Fehlerhaftigkeit einiger historischer »Tatsachen« diese neuen Daten schlicht ignoriert werden. Ein Grund dafür könnte sein, dass an die Richtigkeit der Zahl 70.000 so fest geglaubt wurde, dass gegenteilige Daten nicht plausibel erschienen. Aber trotz derartiger Überzeugungen sollte ein seriöser Wissenschaftler sich mit solchen Belegen beschäftigen. Uns ist keine Schrift bekannt, in der unsere Vorgehensweise oder unsere Daten in Zweifel gezogen wurden. Die Lehre daraus könnte sein: Wenn es widersprüchliche Hinweise gibt, die die vermeintlichen historischen »Tatsachen« infrage stellen, sollten Ressourcen für die Suche nach der Wahrheit bereitgestellt werden.

- (6) Eine weitere Lehre kann gezogen werden: Wer neue Belege findet, die allgemein anerkannte Daten infrage stellen, sollte die Forschungsergebnisse Vertretern von Medien und Organisationen mitteilen, die solche Zahlen verwenden (wie zum Beispiel Direktoren von Museen zur deutschen Geschichte etc.). Selbst wenn dies nicht von Erfolg gekrönt ist – denn Ansichten zu ändern, die seit Jahrzehnten bestehen, ist kostspielig – wäre es den Versuch allemal wert. Allerdings könnte in diesem Zusammenhang problematisch sein, dass Wissenschaftler oft kein Interesse am Geschehen außerhalb ihres Fachgebietes haben. Darüber hinaus macht es Mühe, Forschungsergebnisse an die Medien weiterzugeben und bringt außerdem kein Ansehen in der wissenschaftlichen Gemeinschaft. Nichtsdestoweniger sollten Sozialwissenschaftler vielleicht einen kurzen Text über neue, interessant erscheinende Ergebnisse schreiben und diese an Zeitungen, Internetportale, oder auch an Personen senden, die darüber berichten oder die Daten verwenden. (Übrigens, auch wir haben dies versäumt!)

Wir haben uns in dieser Arbeit nicht mit *gefälschten* Daten beschäftigt. Wäre es notwendig gewesen, eine vollkommen andere Arbeit zu schreiben, wenn die Zahl von 70.000 gefälscht worden wäre, oder wenn jene, die diese Zahl

veröffentlicht haben, die korrekte Teilnehmerzahl gewusst, aber absichtlich die falsche Zahl 70.000 berichtet hätten? Die erste Hälfte der Arbeit würde unverändert bestehen bleiben, aber der zentrale Abschnitt über die Entstehung der Schätzung würde sich deutlich unterscheiden. Die Enthüllung wäre nicht, dass ein nachlässiger oder weniger negativ: »nonchalanter« (Carr 1961: Kapitel 1) Umgang mit den Daten, sondern absichtliche Verdrehung von Tatsachen vorläge. Wie verhält es sich mit dem Abschnitt »Was können wir aus diesem Fall lernen«? Wenn Sie, die Leser, sich vorstellen, dass die Zahl von 70.000 absichtlich gefälscht war, werden Sie gleichwohl sehen, dass die Lehren die gleichen bleiben! Das heißt, die Vorkehrungen für die Aufdeckung verzerrter Daten sind dieselben, wie auch immer die Verzerrung entstanden ist, ob durch Nachlässigkeit, unbewusst verzerrte Wahrnehmung oder durch bewusste Fälschung.

Literatur

- Bartee, W.C. 2000: *A Time to Speak out: The Leipzig Citizen Protests and the Fall of East Germany*. Westport, London: Praeger.
- Brähler, E., Wirth, H.-J. 1995: *Entsolidarisierung. Die Westdeutschen am Vorabend der Wende und danach*. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Carr, E.H. 1961: *What is History?* London: MacMillan.
- Glaeßner, G.-J. 1992: *Eine deutsche Revolution. Der Umbruch in der DDR, seine Ursachen und Folgen*. Frankfurt am Main: Verlag Peter Lang.
- Heydemann, G., Mai, G., Müller, W. 1999: *Revolution und Transformation in der DDR 1989/90*. Berlin: Duncker & Humblot.
- Joas, H., Kohli, M. (Hg.) 1993: *Der Zusammenbruch der DDR. Soziologische Analysen*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Opp, K.-D. 1993: *Spontaneous Revolutions. The Case of East Germany in 1989*. In H. D. Kurz (Hg.), *United Germany and the New Europe*. Cheltenham: Elgar, 11–30.
- Opp, K.-D. 1994: *Repression and Revolutionary Action. East Germany in 1989. Rationality and Society*, 6. Jg., Heft 1, 101–138.
- Opp, K.-D. 1997: *Die enttäuschten Revolutionäre. Politisches Engagement vor und nach der Wende*. Opladen: Leske + Budrich.
- Opp, K.-D., Brandstätter, H. 2010: *Political Protest and Personality Traits: A Neglected Link. Mobilization*, 15. Jg., Heft 1, 323–346.
- Opp, K.-D., Gern, Ch. 1993: *Dissident Groups, Personal Networks, and Spontaneous Cooperation: The East German Revolution of 1989*. *American Sociological Review*, 58. Jg., 659–680.

- Opp, K.-D., Kittel, B. 2010: The Dynamics of Political Protest: Feedback Effects and Interdependence in the Explanation of Protest Participation. *European Sociological Review*, 26. Jg., Heft 1, 97–110.
- Opp, K.-D., Voß, P., Gern, Ch. 1993: *Die volkseigene Revolution*. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Opp, K.-D., Voß, P., Gern, Ch. 1995: *The Origins of a Spontaneous Revolution. East Germany 1989*. Ann Arbor: Michigan University Press.
- Pfaff, St. 2006: *Exit-Voice Dynamics and the Collapse of East Germany: The Crisis of Leninism and the Revolution of 1989*. Durham, NC: Duke University Press.
- Zwahr, H. 1993: *Ende einer Selbsterstörung. Leipzig und die Revolution in der DDR*. Göttingen: Vandenhoeck und Ruprecht.

Vorläufer, Zeitgenossen und Pioniere

Über den Umgang der Soziologie mit ihren Klassikern¹

Frank Welz

Einleitung

Was ist Soziologie – und wenn ja, wie viele? So oder so ähnlich müssen sich eine ganze Reihe von Rezensenten der jüngsten Kongresse der großen Soziologie-Organisationen gefragt haben. Sucht man in deren Berichten nach Konsistenz und Kontinuität der Themen und Perspektiven, ist schnell festgestellt, dass eine Identität der Disziplin auf Konferenzen nicht zu finden ist oder allenfalls negativ darin besteht, komplett fragmentiert vorzuliegen. Jürgen Kaube zum Beispiel, der es sich als Externer leisten kann, sich nicht aus Karrieregründen für die unternehmerische Gründung irgendeiner Nische im Fach zu begeistern, hält in seinem Bericht in der Frankfurter Allgemeinen Zeitung zum Frankfurter Kongress 2010 der Soziologie in gewohnter Schärfe den Spiegel vor. Er resümiert ein streitloses Fach, das alles und damit nichts mehr zu sagen hat: ein »fragmentiertes Bewundern sozialer Vielfalt: Die Disziplin zerfällt in einzelne Studien, oft zu lokalen Phänomenen, [...] ein professionelles Selbstbewusstsein ist nur noch schwer zu finden« (Kaube 2010).

1 Überarbeitete und erweiterte Version meines Vortrags auf dem Soziologiekongress 2010 in Frankfurt. Eine frühere, kürzere Fassung erscheint im Band *Transnationale Vergesellschaftungen. Verhandlungen des 35. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie in Frankfurt am Main 2010*. Herausgegeben in deren Auftrag von Hans-Georg Soeffner. Unter Mitarbeit von Kathy Kursawe. Wiesbaden: Springer VS, 2012. Ich danke Herausgeber und Verlag für die freundliche Genehmigung der Verwendung an dieser Stelle.

Weniger enttäuscht, aber mit derselben Diagnose schließt sich der Münchner Soziologe Martin Stempfhuber in der Süddeutschen Zeitung dem Befund an. Für ihn hat eine »unübersichtlich gewordene Perspektivenvielfalt der Soziologie« deren ehemalige Ambition der Einführung einer spezifischen (soziologischen) »Perspektive auf eine unübersichtlich gewordene Welt« abgelöst (Stempfhuber 2010). Solche Sichtweisen müssen vom Standpunkt der institutionalisierten Hüter der etablierten Arbeitsgebiete, Bindestrichsoziologien oder partikularen, um einzelne Namen und Zeitschriften errichteten Soziologien als Außenansichten abgelehnt werden. Letztere kann man dann »journalistisch« nennen. So ist es leicht, sich gegenüber einer angeblich wissenschaftlich wenig aufgeklärten öffentlichen Meinung abzugrenzen und sich von aller Öffentlichkeit auf die notwendig spezialisierten Erfordernisse des wissenschaftlichen Fachbetriebs zurückzuziehen. Aber dennoch rumort auch in der Fachgemeinschaft selbst seit vielen Jahren die Diagnose einer universal fragmentierten Disziplin. Ungeachtet aller Verschiedenheit der Erklärungen und Bewertungen derselben besteht bezüglich der Feststellung der Fragmentierung zumindest in der internationalen Soziologie seit langem Konsens (Kalberg 2007: 206).

Dabei muss man sehen, dass die auch im Fach selbst und an zentraler Stelle seit etwa fünfzehn Jahren vielfach vorgetragene Kritik (Wallerstein et al. 1996) nicht alle Dimensionen der Fachentwicklung berührt, sondern lediglich die *kognitive* Dimension disziplinärer Einheit. Denn *institutionell* proliferiert die Soziologie erfolgreich. Nichts könnte das besser zeigen als die Kongresse. Diese wachsen und wachsen von Kongress zu Kongress auf Ebene der International Sociological Association und der European Sociological Association. Hier scheint der *kurze Traum immerwährender Prosperität* keinesfalls ausgeträumt (Lutz 1989). Auch um die *historische Identität* (Lepenes 1981) der Soziologie ist es nicht schlecht bestellt. Aber genau die hat sich auf hoher Stufenleiter jetzt so stabilisiert, dass die verschiedenen Richtungen und Schulen bereits recht unabhängig von allen anderen ihre je eigene Geschichte, ihre eigenen Handbücher und zudem durchaus auch (in) ihre(n) eigenen Zeitschriften schreiben – womit wiederholt die dritte Dimension, die kognitive Identität der Disziplin, angesprochen wäre. Die hier weithin geteilte These, wie immer man zu ihr stehen mag, lautet also: Die Soziologie ist fragmentiert (Wallerstein et al. 1996; Abbott 2001; Kalberg 2007). Dahinter verbirgt sich für viele, wie es John Holmwood (2010) ausdrückt, *Sociology's Misfortune*. Die Begründung dafür ist Jürgen Kaube (2010) zufolge, dass die Arrivierten, nicht die Jungen, kein Bewusstsein

entsprechender erreichter Standards mehr verteidigten, die gemäß Bourdieu sogar darauf gründen müssten, dass »sich nur zu Wort melden [solle], wer sich das kollektive Wissen der Disziplin angeeignet habe«. Das ist eine zu schwere Last für die Einzelnen, die in Graduiertenkollegs an ihren Zuarbeiten sitzen, und mag sich beckmesserisch anhören. Aber die These wird hier nachfolgend dennoch zum Anlass genommen zu überlegen, wie es um die kognitive Identität der disziplinären Perspektive ganz im Unterschied zur historischen und institutionellen Dimension bestellt ist.

Es ist genau diejenige Stelle, an der in der Soziologie die selbst geschaffenen Klassiker ihren Platz finden, weil deren Theorietechniken ein teils zeit- und teils phänomenunabhängiger Eigenwert zugeschrieben wird, um den sich auch heute Gruppen, ja ganze Schulen und jedenfalls Anwendungsperspektiven identifizieren und legitimieren können. Es braucht nun keineswegs und anders als in der Ökonomie oder den Naturwissenschaften eine facheinheitliche Theorie zu geben, um die bestimmte Funktion zu erfüllen, die auch eine ganz heterogene Reihe von Klassikern erfüllen kann: einen Kanon zu offerieren, von dem aus und um den sich in diskursivem Streit geteilte Fragen und geteilte Standards bilden können. Wird in diesem Sinne die kognitive Identität einer Fachgemeinschaft fortlaufend neu erzeugt und reproduziert, dann brauchen in den fortgeschrittenen Qualifikationsarbeiten nicht wahllos Spezialthemen ergriffen zu werden, inmitten derer ihre Bearbeiter »ohne jeden Bezug zu allgemeinen Forschungsfragen einfach nur Kenntnisse anhäufen« (Kaube 2010).

Im Folgenden geht es daher ganz und gar nicht darum, etwa eine facheinheitliche Theoriesprache zu fordern. Vielmehr geht es darum, wie Debatten auf einem virulenten disziplinären Stand befördert werden können. Mit dieser Zielrichtung möchte ich zunächst Schritt für Schritt der Frage nach dem Umgang der Soziologie mit ihren Klassikern und dabei deren faktischer Funktionserfüllung im Rahmen der Disziplin nachgehen. In diesem Durchgang entwickle ich die These, dass die dritte von drei analytisch unterscheidbaren Positionen des Umgangs mit den Klassikern der aktuellen Situation der soziologischen Theorie am besten entspricht. Von den dreien vermag sie gegen die genannte Fragmentierung ebenso zu wirken wie gegen deren notorische Begleiterscheinung, die Langeweile. Davor gilt es allerdings zunächst sorgfältig zu differenzieren, in welchen Typen und unter welchen Agenden in der gegenwärtigen Soziologie Klassiker konstruiert werden. Ich beginne dazu mit der Erinnerung an eine typische Gründungsgeschichte der Soziologie. Nach deren Deonstruktion werden drei Funktionen unterschieden, zu deren Diensten sich die Produktion und Reproduktion unserer Klassiker im Fach vollzieht.

Vorläufer, Zeitgenossen und Pioniere: Wer macht die Klassiker klassisch?

Die Gründungsgeschichte: Drei große Männer inaugurierten die Soziologie der europäischen Moderne. Sie artikulierten eine neue Wirklichkeit, die als Industriegesellschaft durchbrach. Sie stießen eine neue Denkweise an, für welche die soziale Welt nicht länger einem gottgegebenen Plan oder unveränderlichen Gesetz folgt. In Absetzung zum historischen, zum politischen und zum juristischen Diskurs dekomponierten sie die Hinterbühne des Wirklichen in einer Art zweitem Blick in Strukturen, Systeme und Handlungen. Sie gaben die Begriffe und steckten die Themen ab. Sie liehen der Soziologie ihre Einheit, und sie bilden noch immer eine Quelle nicht endender Inspiration.

Karl Marx, Émile Durkheim und Max Weber hießen diese großen Drei, die als Pioniere, Vorläufer und in bestimmtem Sinn sogar als Zeitgenossen noch heute für uns als Klassiker der Soziologie Richtschnur sind. Neben Sigmund Freud, John Dewey und Friedrich Nietzsche sind sie noch heute die meist zitierten Buchautoren aus dem 19. Jahrhundert in den Wissenschaften vom Menschen (Times Higher Education 2009). Auch laut einer Erhebung der International Sociological Association (1997) – bei unvermeidbar angelsächsischem Einschlag – ist die genannte *Holy Trinity* unserer Einführungsveranstaltungen und Theorie-Kurse weltweit zum Kanon etabliert. Noch alle Novizen der Fachgemeinschaft können sich heute mit hoher Identifizierungschance zunächst einmal Weberianisch, Marx'sch oder Durkheimianisch verstehen und deklarieren.

Dabei gilt nur eine entscheidende Einschränkung: Diese bekannte Gründungsgeschichte der Soziologie fand so nicht statt. Zwar wurden die drei Männer tatsächlich zu den Gründervätern und Autoritäten der Soziologie – aber erst post mortem. In und durch die amerikanischen Lehrbücher der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts wurden sie zu unseren Klassikern gemacht. Ohne Talcott Parsons und Charles W. Mills, ohne die Curricula der 1960er Jahre, ohne uns gäbe es keine. Meisterkonstrukteur war hier Parsons zuerst (Wallerstein 1999: 4). Allerdings bedurfte es durchaus des sozialen Drucks einer nachrückenden Generation in den amerikanischen Universitäten, um der Parsonsschen Zusammenstellung von Alfred Marshall, Pareto, Durkheim und Weber in *The Structure of Social Action* (1968) noch Karl Marx zu Ungunsten der beiden erstgenannten hinzuzufügen, sodass letzterer nur zeitversetzt um einhundert Jahre zum Begründer und Mitautor der Soziolo-

gie hat werden dürfen. Laut der *ersten These* des vorliegenden Beitrags heißt daher die Frage nicht, *was* macht einen Text und Autor zu einem Klassiker der Disziplin, sondern *wer* macht die Klassiker?

Im vorliegenden amerikanischen Fall ist der entscheidende Umstand die Bildungsexpansion in der Mitte des zwanzigsten Jahrhunderts, deren Massenuniversitäten für die Zwecke der Ausbildung eine Pädagogik klassischer Texte verlangten (Connell 1997: 1538). Die Vervierfachung der Studierendenzahl mit Hauptfach Soziologie in den Bachelor-Studiengängen binnen zweier Jahrzehnte (Wolfe 1992: 760) – und die generelle Verneunfachung der Studierendenzahl in den Graduierten-Studiengängen zwischen 1945 und 1975 (Thompson 2005: 181) – war die Chance (und Notwendigkeit) für Parsons, Mills et al. In jedem Fall bedurfte es vieler Jahrzehnte nach Marx, Durkheim, Weber und anderen der Anstrengung nachfolgender Generationen, den Kanon zu etablieren und zu reproduzieren. Es sind immer nur wir, die die prägenden Denkweisen, stilbildenden Vorgaben und entscheidenden Fragen stellen können. Mögen die Klassiker nun als Vorbilder, Gegenpole oder Begriffsarchive in Gebrauch sein: Ihre Texte und Namen sind Kollektiveigentum. Wir schaffen sie.

Wir schafften sie und wir reproduzieren sie uns als Vorläufer, als Zeitgenossen und als Pioniere. Natürlich sind es hier nicht die Bezeichnungen, auf die es ankommt. Entscheidend ist, die Unterschiede in der jeweiligen Bezugnahme auf die sogenannten Klassiker zu erkennen: Dient eine bestimmte Klassikerkonstruktion der *Stabilisierung* einer Fachidentität (Vorläufer), der *Variation* konzeptueller Möglichkeiten (Zeitgenosse) oder der Stärkung problemspezifischen Verstehens und *selektiver* Anwendung (Pionier)?

Dabei ist die *zweite These* meines Beitrags, dass sich die Rahmenbedingungen unserer Klassikerbildung änderten. Die vorgenannten drei Typen gründen nicht lediglich in subjektiver Wahl. Sie stehen vielmehr unter Bedingungen, die eine bestimmte Abfolge ihrer jeweiligen Vorherrschaft bewirkten. Entsprechend ist die gegenwärtige Prosperität der Fachentwicklung nicht länger darauf angewiesen, durch Referenz auf *Vorläufer* ihre historische Identität auszubauen. Und es muss nach der hier vertretenen These derzeit auch nicht darauf ankommen, *zeitgenössische* hegemoniale Theorien durch Wiederentdeckungen zu konterkarieren (wie zu Zeiten der amerikanischen Dominanz des Parsonsschen Strukturfunktionalismus). Gegenwärtig wäre vielmehr angezeigt, eine verlorengegangene Attraktivität des soziologischen Denkens durch eine verstärkte historische Sensibilität und Auseinandersetzung mit und zwischen den Positionen zurückzugewin-

nen (Savage 2010: 661). Das würde heißen, die Klassiker weniger als Vorläufer oder alternativ als Zeitgenossen, sondern als *Pioniere* aktueller Perspektiven zu verstehen.

Im Weiteren führe ich die drei Typen unserer Klassikerkonstruktion zunächst sukzessive ein. Im Anschluss argumentiere ich, dass in Bezug auf die oben diagnostizierte, problematische Fragmentierung der Fachidentität die Aktualität des dritten Typs – des Pioniers – in der Überzeugungskraft und im Erfolg der mit Thomas S. Kuhn durchgesetzten postpositivistischen Wende der Wissenschaftstheorie ihren Antrieb findet.

Vorläufer

Wenn in der Geschichte des Faches Andeutungen heute relevanter Positionen aufgefunden werden, dann sind die Klassiker als *Vorläufer* in Gebrauch. Dann werden Ahnen ermittelt, deren zunächst verschwommene und erst heute besser formulierte Ideen uns anleiten. Das ist zum Beispiel dort der Fall, wo die idealistische Philosophie Hegels vom Kopf auf ihre materialistischen Füße gestellt wird und der große Philosoph Denkmotive des soziologischen Klassikers bereits »vorweggenommen« hat, wie es in einem solchen Fall gerne heißt. Die Arbeiten, hier könnte man sagen: Vorarbeiten, der Klassiker gelten in den Lehrbüchern zur Soziologiegeschichte dann als »wesentliche Stationen und Programmwürfe« auf dem Weg, einen »Zugang zum Begriff der Soziologie zu gewinnen« (Heckmann, Kröll 1984: 74). Die der Fachgeschichte zur Konstruktion einer eigenen Vergangenheit entnommenen Ideen können dann nach und nach addiert und kumulativ gehortet werden, sodass sie sich gleichsam zusammenfügen zu einem »dahinfließende[n] Fluss, der langsam breiter« wird (Korte 2006: 232). Dieser Fluss führt meist von Auguste Comte bis in die Gegenwart, die in den einschlägigen Darstellungen neuerdings bis Ulrich Beck reicht (vgl. Korte 1992, Korte 2006).

Prototyp einer solchen Konstruktionsweise der Klassiker ist deren Mediatisierung durch Einführungsliteratur, insbesondere solche handlichen Bändchen mit Porträtbild auf dem Buchdeckel, die unter besonderer Berücksichtigung biografischer Gegebenheiten verfasst sind. Überhaupt ist es der *Buchmarkt* und es sind nicht die Zeitschriftenbeiträge, die die Klassiker als Vorläufer der gegenwärtigen Soziologie auf das Podest heben. Im Hin-

tergrund steht eine stark expandierte Nachfrage. Im Massenmarkt der Vereinigten Staaten werden heute pro Jahr beispielsweise ungefähr 800.000 Exemplare an soziologischen Einführungsbüchern abgesetzt (Hamilton 2003: 282), während im Vergleich vom sogenannten Hauptwerk der Soziologie, Max Webers *Wirtschaft und Gesellschaft*, im Verlauf des Vierteljahrhunderts nach 1922 weniger als zweitausend Exemplare verkauft wurden (Kaesler 1988: 209). Unterdessen steigerte sich auch dessen Absatz. So wird diese Schrift Max Webers zum Beispiel seit 2005 zu einem unschlagbaren Preis, weitaus günstiger als man den Band kopieren könnte, beim Verlag Zweitausendeins angeboten, der auf den Massenmarkt geeicht ist (Weber 2005).² Was ist der Grund für diese hohe Nachfrage nach den auf die eben genannte Weise geschätzten, geschaffenen und reproduzierten *Klassikern der Soziologie* (Kaesler 1999b)?

Über die *Aktuellen Theorien der Soziologie* (Kaesler 2005) hinaus braucht es zum einen komplementär Klassiker, um der Soziologie in der Konkurrenz der Fächer eine historische Identität verleihen zu können. Nur wenn die Soziologie via Rückprojektion einer Disziplinergestalt in die Vergangenheit in den Textbüchern der Massenmärkte verankert ist, kann diese vor je neuen Studieninteressierten als gereifte und kohärente Disziplin erscheinen, die nicht in eine fragmentierte Flut von Beschreibungen zerfällt. Zum anderen stellen die Klassiker ihre Autorität auch intradisziplinär im Konkurrenzkampf der verschiedenen Schulen im Binnenfeld der Fachgemeinschaft bereit. Diese Funktion der Kondensierung und *Stabilisierung* einer Disziplinergestalt mittels der Konstruktion von *Vorläufern* der Soziologie ist ihrem selbstgestellten Anspruch nach *konservativ*. Aber ist sie noch angemessen?

Zuerst neigt eine Position, die die Wissenschaftsgeschichte als kontinuierlichen Verlauf von rudimentären Anfängen und ersten Andeutungen über immer klarer werdende Vorstellungen bis hin zur gegenwärtigen, der Wirklichkeit vermeintlich näher gerückten Form konzeptualisiert, unvermeidbar dazu, die Fachvergangenheit aus der Sicht der Sieger zu schreiben. Zudem frisst der Erfolg seine Kinder. Das rasche Wachstum des Faches zu Zeiten der Bildungsexpansion zwang in institutioneller Hinsicht zu einer fortschreitenden Binnendifferenzierung. Ablesen lässt sich das an der rasanten Vermehrung der Sektionen der großen Fachverbände für Soziologie im Ausgang des zwanzigsten Jahrhunderts, deren Fachkongresse von the-

² Diesen Hinweis verdanke ich Georg Vobruba.

matischen Verhandlungen zu Jahrmärkten des Vorhandenen geworden sind. Je mehr Schulen und Ansätze nun durch die Konstruktion von und die Berufung auf Traditionslinien gegeneinander abgehoben und als »siegreich« im Verlaufe der Fachentwicklung vorgestellt werden, desto geringer ist die Chance für den einzelnen Ansatz, die Konkurrenz zu gewinnen, und das heißt zu »überzeugen«. Entsprechend schwindet das Gewicht, das der scholastische Kommentar oder die biografische Erzählung aus der Fachvergangenheit auf die Waagschale der gegenwärtigen Theorienkonkurrenz legen können. Wenn es so viele verschiedene »Vorläufer« gibt, hilft im tagesaktuellen Wettbewerb der soziologischen Ansätze die Berufung auf einen der Heroen auch nicht mehr weiter. Die stabilisierende Absicherung durch Rückgriff auf die Fachvergangenheit wird dann obsolet. Die Geschichte der Soziologie schrumpft zur bloßen Vorgeschichte.

Zeitgenossen

Das ist ganz anders, wenn die »Texte der Klassiker« noch heute in dem »Maße, wie sie diskutiert werden, [...] ihre Lebendigkeit [bewahren]« (Vester 2009: 14). Wenn Soziologie-Darstellungen, wie zum Beispiel bei Richard Münch, von der »grundlegenden Überzeugung aus[gehen], dass die Klassiker auch heute noch aktuell sind und eine eingehende Auseinandersetzung mit ihrem Denken auch für die gegenwärtige Soziologische Theorie unverzichtbar ist« (Münch 2002: 9), ist die Soziologie nicht einfach Vorgeschichte. Vielmehr interessiert sie dann als Konzeptarsenal. Der Klassiker wird zum *Zeitgenossen*, von dem das Fach zeitlose Ideen und Begriffe erhält. Sein Verwalter wird zum »Hüter einer kanonischen Weisheit«, der in den intellektuellen Positionskämpfen der Gegenwart das intellektuelle Erbe als eine Art moralisches Gewissen geltend machen kann (Kaesler 1999a: 149; Übersetzung F.W.). Das kann so weit gehen, dass das Beste der Soziologie schlechthin in der Vergangenheit veranschlagt wird, wie es Stephen Turner (1998: 10) in seiner Kritik der amerikanischen Soziologie tut. Für diese sei mit den großen Fragen auch die zentralen von gesellschaftlicher Erfahrung getränkten Anliegen verlorengegangen und durch l'art pour l'art und das heißt durch Forschung für Forscherkarrieren abgelöst worden. Wenn Klassiker Zeitgenossen sind, dient die Geschichte der Soziologie als ein Werkzeugkasten, der eine Art Schlüsselset logischer Konzepte enthält,

»ein Organon«, wie es in Friedrich Jonas' Geschichte der Soziologie heißt, »mit dem verschiedene Interpretationsmöglichkeiten des gesellschaftlichen Prozesses aufgeschlossen werden« können (1981: 12).

Bekannteste Beispiele einer solchen aktiven Konstruktion der Ahnen als Klassiker in der Variante des Zeitgenossen sind die Wiederentdeckung von Karl Marx in den späten 1960ern bzw. frühen 1970er Jahren sowie die beharrliche Arbeit daran, auch eine Klassikerin, Harriet Martineau, einzureihen. Talcott Parsons' epochaler Beitrag zur Kanonisierung der Klassiker hatte Marx bekanntlich noch nicht mit aufgeführt (Parsons 1968). Es mussten schon die Interessen und Chancen einer jüngeren Generation hinzukommen, die damals aktuelle Soziologie durch den Aufbau eines (alten) neuen Klassikers konterkarieren zu wollen. Zum Einbau von Marx in das amerikanische Klassikertriumvirat lediglich um zwanzig Jahre zeitversetzt und gut vergleichbar verlief die Einfügung von Harriet Martineau (1802–1876) in die Ahnengalerie der maßgeblichen Soziologiegründerinnen. Auch hinter deren Entdeckung in den amerikanischen Lehrbüchern der frühen 1990er Jahre (Macionis 1993: 21) wirkte – einem der erfolgreichen Textbuchautoren zufolge – sozialer Druck stärker als das lange zur Ökonomie zählende und als journalistisch geltende Werk selbst (Hamilton 2003: 295).

Nur eine solche Rekonstruktion der Klassiker als Zeitgenossen legitimiert, worüber Luhmann sich mokierte, die »Orientierung an großen Namen und die Spezialisierung auf solche Namen« und also »schon vorhandene Texte zu sezieren, zu exegieren, zu rekombinieren« (Luhmann 1984: 7). Neben der Klassiker-Exegese wären die *Hauptwerke der Soziologie* (Kaesler, Vogt 2000) Prototyp dieser Klassiker-Verwendung. Am Ende finden sich allesamt ein in Enzyklopädien und Zusammenstellungen, die im aktuellen Konkurrenzkampf auf dem Büchermarkt der Lehrliteratur immer unübersichtlicher werden und dann aber in synthetisierender Weise für die Zwecke der gegenwärtigen soziologischen Analyse benutzt werden dürfen. Ein solcher Meister der synthetisierenden Aufbereitung und entsprechenden Anleitung zum »Metatheoretisieren« ist George Ritzer (1992), der sich aus all dem ein neues, integriertes soziologisches Theorie-Paradigma verspricht. Produktionsort des Klassikers als *Zeitgenossen* sind im Verbund mit den Lehrbüchern und der Lehre mit ihren umfangreichen Einführungen in Grundzüge, Grundbegriffe und ihren populären Überblicksvorlesungen enzyklopädischen Stils die *Fachzeitschriften*. In der Forschungspraxis der Drittmittelprojekte genauso wie in den normierten Formaten der Zeitschriftenpublikationen reicht im obligatorischen Abschnitt des ›Theo-

retischen Bezugsrahmens: schon gar nicht der Platz, Traditionslinien oder Verwerfungen zu *Vorläufern* auszuführen. Die alten oder aktuellen Klassiker und ihre Paradigmen werden dann ganz direkt als Werkzeuge der eigenen Forschung referiert.

Was auf diese Weise für das Fach geschaffen wird, ist ein Repertoire an Konzepten und Grundbegriffen. So wie der amerikanische Einbau von Marx in die *Holy Trinity* der Einführungskurse die Ergänzung der Konsens-tradition von Durkheim und Parsons durch die sogenannte Konfliktradi-tion stützte und widerspiegelte (Dahrendorf 1967), so hilft die Reproduktion der Klassiker als Zeitgenossen der Soziologie insgesamt, ihre Pluralität zu wahren. Eine solche Inanspruchnahme der Klassiker dient nicht einer Absolutstellung der *einen* Soziologie. Sie dient vielmehr der Verflüssigung der Fachidentität, der Offenheit, ja auch der Dekonstruktion von zuweilen hegemonialen Denkansätzen gerade dadurch, dass neue Heroen oder auch nur neue Lesarten dagegegehalten werden. Ihre Funktion ist zweifellos *kritisch*. Wer unzufrieden ist, baut sich selbst einen Klassiker, entdeckt vergessene Schriften, editiert alte Texte neu und schafft sich darin institutionell eine unabhängige Basis der Netzbildung.

Das hat große Meriten. Ohne die fortwährende Reproduktion und ohne die gleichzeitige beständig neue Infragestellung der Denkgewohnheiten gäbe es keinen Fortschritt und keine Wissenschaft. Ohne die Gemein-schaftsleistung der Kondensierung hegemonialer sogenannter klassischer Denkfiguren hätte die Lehre so wenig wie aktuelle Forschung einen Anhaltspunkt, auf dem sich aufbauen ließe. Amerika würde immer neu entdeckt.

Und doch handelt es sich hier um einen typisch ahistorischen Zugang zur Theorie. Denn was für die 1960er Jahre oder bestimmte Konstellationen gelten mag, muss nicht zwingend auch heute angemessen sein. Statt durch die Konstruktion immer weiterer klassischer Denker und Denkwerkzeuge eine monolithische Theoriebildung zu konterkarieren, ließe sich umgekehrt fragen, welche Einheitssoziologie angesichts der Fragmentierung des Faches *heute* überhaupt zu dekonstruieren sei. In einer Zeit, in der der Eklektizismus in der Fachgemeinschaft explizit als einer der drei einflussreichsten theoretischen Standpunkte zählt (Lord, Sanderson 1999: 60), degeneriert das vielfältige Ideenarsenal, in welchem die Klassiker ihre Lebendigkeit erhalten, zu einem Steinbruch an Begriffen. Das zeigt sich in der und unterstützt die institutionelle Differenzierung der Disziplin in Schulen und Gruppen. Die Scientific Community der Soziologie besteht nicht nur

aus jeweils mehreren Dutzend thematisch fokussierter Sektionen ihrer großen wissenschaftlichen Fachgesellschaften, sondern auch aus Schulen und spezialisierten Verbänden, die von Subgruppen um (re)produzierte Klassiker gegründet wurden. Der Status quo der Soziologie, welcher gegebenenfalls *kritisch* ausdifferenziert werden könnte, umfasst selbst bereits nicht die eine Soziologie, sondern deren viele mit ihren je eigenen Ritualen, Aufnahmekriterien, Statushierarchien und Karrierechancen (Wolfe 1992: 769).

Pioniere

Insofern erklärt sich, weshalb insbesondere Robert K. Merton einst mächtig und mit Verve gegen die »unkritische Ehrerbietung« wettete »gegenüber nahezu jeder Äußerung, die ein berühmter Ahn getan hat« (Merton 1981: 51). Merton attackierte die »Andeuterei«, unter der noch nach den »schwächsten Schatten einer Ähnlichkeit zwischen früheren und späteren Ideen« gesucht wird, genauso wie die für die heutige Lehre typische »scholastische Praxis« von Kommentar und Exegese entlang einer chronologisch zusammengestellten Dogmengeschichte (ebd.: 39, 61). Allerdings schrieb Merton noch im Geist des »goldenen Zeitalters« der westlichen Soziologie, in welchem letztere noch nach dem Vorbild der Physik hatte vorgestellt und vorangebracht werden sollen (Wolfe 1992: 772; Übersetzung F.W.). Und diese Zeit ist lange vorbei. Dennoch gibt es gute Gründe, die Fachvergangenheit der Klassiker nicht länger unter dem Typus des *Vorläufers* oder demjenigen des *Zeitgenossen* aufzubereiten, sondern eine dritte Lesart vorzuschlagen, die ihren Ausgangspunkt genauso in der gegenwärtigen Lage der Soziologie findet wie dies vormals für die beiden alternativen Umgangsweisen mit den Klassikern in ihren früheren Kontexten galt. Ich möchte daher zunächst auf die Veränderung der Rahmenbedingungen der Soziologie seit 1945 eingehen, ehe ich abschließend den dritten Typus der Klassiker-Rezeption einführe – als *Pioniere* eines bestimmten Modells geistiger Arbeit.

Veränderte Rahmenbedingungen – die Entwicklung der Soziologie seit 1945

Mit Richard Kilminster (1998) gliederte ich die *Soziologie seit 1945* in drei Etappen. Zunächst standen die Neukonstitution und der Ausbau eines boomenden Fachgebietes auf der Tagesordnung. In dieser Phase war aus Gründen der geopolitischen Lage die amerikanische Soziologie das Zentrum. Parsons' Strukturfunktionalismus gab die Leittheorie (Parsons 1950). Empirische Forschung, die ganz nach Mertons Theorie mittlerer Reichweite in kumulativer Kleinarbeit Befunde zu einem erfolgreichen Ganzen zusammetragen sollte (Merton 1968), gab die dominante Praxis. Durch ihren so bestimmten kognitiven Kern war diese Soziologie hoch integriert – und entsprechend erfolgreich (Parsons 1959). Das spiegelte sich selbstverständlich auch im *Social Sciences Citation Index*, wie Chriss für die Stellung von Parsons nachwies (Chriss 1995: 38).

Im Anschluss folgte von *1965 bis etwa 1980* eine Phase des Konflikts. Eine jüngere Generation beehrte auf und besann sich dabei auf die Entdeckung und Wiederentdeckung bereits verschütteter Texte – eine Hochphase der Produktion und Reproduktion der Klassiker, die über den Tagesbedarf der gestiegenen Lehrnachfrage weit hinausreichte. In Deutschland war dies die Zeit des Theorienvergleichs (Hondrich, Matthes 1978). Während jener noch unter der Attitüde gepflegt wurde, nach der besten Theorie im Lande zu fragen, und auch heute noch Nachfolger darin hat, selbst um ein Jahrhundert auseinander liegende Autoren einem Vergleich zu unterziehen (Greshoff 2000), ist dieser Leistungswettbewerb grosso modo aufgegeben worden.

Seit den 1980er Jahren wich er einer friedlichen Koexistenz verschiedener Schulen und ihrer Theorien. Man hat sich arrangiert. Bestes Beispiel ist die Triangulation quantitativer und qualitativer Forschungsansätze. Während in der benachbarten Wirtschaftswissenschaft ein Denkmodell dominiert, ist in den Sozialwissenschaften die Theorienvielfalt zur zweiten Natur geworden. Damit trat nicht ein, wozu die Kritik von Robert K. Merton an unserem Umgang mit der Geschichte der Soziologie hatte verhelfen sollen. Statt der von Merton erhofften kumulativen Theoriebildung werden die verschiedenen Ansätze in der gegenwärtigen Lage der Soziologie »typischerweise als konkurrierende Denksysteme und nicht als Beiträge zu einem Sammelwerk« verstanden (Merton 1981: 42). Die in der unüberschaubar angewachsenen Überblicksliteratur angeführten Konzepte der zeitgenössischen Soziologie von Rational Choice und handlungstheoretischen

schen Ansätzen über Praxistheorien bis hin zur konstruktivistischen Systemtheorie, dem Poststrukturalismus oder der historischen Soziologie tragen nicht Fakten zu einem Atlas der Gesellschaft zusammen. Weithin konkurrieren sie nicht einmal direkt um die adäquate Analyse dieser oder jener Thematik. Ganz im Gegenteil entkoppelten sich die verschiedenen Ansätze teilweise von einer gemeinsamen Plattform konkurrierender Erklärungen. Sie verselbständigten sich in je eigene Schulzusammenhänge und Diskursgemeinschaften, teils sogar eigene Fachzeitschriften, und wurden oft auch institutionell gestärkt durch extradisziplinäre Nachfrage und Verbünde. Statt wechselseitiger Lähmung und Streit gilt für die Soziologie der Jetztzeit seit den 1980er Jahren *anything goes*.

Dabei hat die institutionelle Proliferation einen kognitiven Preis. Dieser wird nach einer frühen Phase der postmodernen Feier befreiender Pluralität seit Jahren als theoretische Fragmentierung der Disziplin beklagt (Holmwood 2009), die ihren kognitiven Kern und damit ihren disziplinären Zusammenhang verloren habe (Crane, Small 1992). Eine vom Druck der Ausdifferenzierung angetriebene Spezialisierung auf zuweilen mikroskopische Fragestellungen bewirkte zweierlei. Zum einen ging verloren, was vormalig Alleinstellungsmerkmal der Soziologie und Garant ihrer Attraktivität war: der analytische Bezug ihrer Phänomene auf die Operationsweisen von Gesellschaft (Scott 2005). Zum anderen erzeugte sie nach Meinung derjenigen, die ihre Erfolgsphase begleiteten, vor allem eines: Langeweile (Dahrendorf 1996).

Mit dem Zeitindex der Gegenwart: Der dritte Typ

Genau in dieser Situation bedarf es gegenwärtig daher nicht länger der *Vorläufer* oder *Zeitgenossen*, sondern des *Pioniers* als Prototyp unseres Verständnisses der Klassiker. Alternativ zu der dem Gedächtnis nachgebildeten Sammlung des Wissens, sei es kumulativ in einem schrittweise verbesserten Aufbau einer derzeitigen Formation (*Vorläufer*) oder enzyklopädisch-topisch zu einem System, das systematisch keiner Vergangenheit bedarf (*Zeitgenosse*), soll eine dritte Zugangsweise zur Konstruktion des Klassischen vorgeschlagen werden.

Dabei stütze ich mich auf die von Thomas S. Kuhn (1962) eingeleitete Historisierung der Wissenschaftstheorie. Vor dem Hintergrund der seit den 1960er Jahren neu verstandenen Wissenschaftstheorie gilt es, auch ein

neues Verständnis dessen zu finden, was klassische Texte in den disziplinären Ordnungen des Wissens tatsächlich leisten. Statt also »wahllos alles, was auf den verschiedensten Gebieten von der Antike auf uns überkommen war« zu verschlingen, wie es d'Alembert in der *Einleitung zur Enzyklopädie* ausdrückte (1997: 56), muss diese Umstellung auf eine Wissensordnung, die statt des sammelnden Gedächtnisses das Erkenntnisvermögen profiliert, im Selbstverständnis der Soziologie im Blick auf ihre Fachvergangenheit erst noch berücksichtigt werden. Seit Kuhn hat sich die Auffassung durchgesetzt, dass Theorien einen Zeitindex tragen. Statt ihrem Kontext entrissene Konzepte präsentistisch gegenwärtigen Aussagenzusammenhängen gegenüber zu stellen oder einzufügen, sind diese jetzt als historisch situierte Denkrahmen verstanden. Solche Raster der Phänomenerfassung leiten die Wissenschaftsgemeinschaft in Normalzeiten der wissenschaftlichen Entwicklung durch exemplarische Modelle, Beispiele und Techniken zu Normalwissenschaft an. In Umbruchzeiten können neue wissenschaftliche Weltbilder eine variierte Konfiguration der Elemente wissenschaftlicher Theorien bedingen und dazu führen, die vormalig gesicherten Denkrahmen durch neue zu ersetzen.

Während Kuhns gegen den Empirismus gerichtete holistische These der Paradigmen, die strukturell wissenschaftliche Weltbilder bestimmen, ein systematisches Argument beisteuert, möchte ich Kuhns kantianische Wende der Wissenschaftstheorie um eine historisch-soziologische Weiterung ergänzen. Wissenschaftliche Theorien sind als Satzzusammenhänge allein nicht zu erschließen. Auch Begriffssysteme sind historische Objekte, die in *Praxen* konstituiert worden sind. Eben deshalb bedarf der Zugang zur Fachvergangenheit einer *historischen Epistemologie*, die die strukturellen, historisch gebundenen Vorgaben und Kontexte von Ordnungen des Wissens einbezieht ohne die Wahrheitsfrage – und das ist das Interesse an der gegenwärtigen Theoriebildung – aufzugeben. Gegen empiristische Vorstellungen gerichtet sind systematische Kategorien daher zugleich als historische zu verstehen (Bartelson 2007: 114). Ebenso wie systematische Fragestellungen einer historischen Relativierung bedürfen (im Sinne einer Kontextualisierung), können historische Fragen nicht ohne Wahrheitsbezug und das heißt, ohne Theoriebezug analysiert werden.

Entsprechend kann unsere Aufarbeitung der Geschichte der Soziologie mit Georges Canguilhem, einem Lehrer Foucaults, gesprochen, »keine Sammlung von Biographien mehr sein, auch kein Tableau von Doktrinen in der Art einer Naturgeschichte« (1979: 17). Wissenschaftsgeschichte dient

nicht länger nur der Pflege der Tradition oder als Fundgrube für Begriffe. Vielmehr verdient die Vergangenheit durchaus systematisches Interesse: Sie relativiert den Theorienkorpus der Gegenwart. Aber sie tut dies nur, wenn auch umgekehrt mit theoretischen Fragen an die historischen Wissensordnungen herangetreten wird.

Wenn wir die Klassiker nun in dieser Perspektive in die Entwicklung der Soziologie einreihen, werden sie zu mehr als nur Vorkämpfern und Wegbereitern. Sie sind dann *Pioniere* holistischer Perspektiven, deren Prägungen des soziologischen Denkens – als dessen Paradigmen – ganz unabhängig von begrifflichen Nuancierungen oder empirischen Anwendungen so lange in Kraft bleiben, bis sie durch neue Formen ersetzt werden. Gerade deshalb muss die Genealogie dieser Perspektiven analysiert werden, um deren historischen Zeitbezug erinnern zu können. Die *Pioniere* gaben uns nicht allein einige Hypothesen, von denen manche richtig, manche falsch und einige noch heute auf der Tagesordnung sind. Vielmehr stifteten sie gedankliche Anordnungen der Elemente des Sozialen, die zweifelsohne gegenwärtig noch immer anleiten können. Andernfalls wären sie nicht noch immer als *Klassiker* im Rang – sofern ihr Zeitbezug nicht vergessen, sondern stets erneut reflektiert und ihr Theoriebeitrag immer wieder historisch kontextualisiert wird. Das Ziel, die Voraussetzungen und die Reichweite zeitgenössischer Denkfiguren zu bestimmen, beansprucht daher, die Klassiker als Pioniere zu verstehen. Das geschieht einerseits in systematischem Interesse an der beständigen Reflexion und Kritik der Bedeutungsrahmen, die das soziologische Tageswerk anleiten. Andererseits fordert dieser Ansatz im Rückgang in die Disziplingeschichte zur Spurensuche im Entstehungskontext disziplinärer Paradigmen auf, um die Fragen zu erinnern, auf welche die Pionierleistung in ihrer Zeit hatte antworten sollen (Welz 2010).

Ein solches Verständnis findet sich neuerdings zum Beispiel in Gerhard Wagners *Geschichte der Soziologie* (2007) oder in den *Grundlagen der soziologischen Theorie* von Wolfgang L. Schneider (2008: 17), für welchen sich neuere Ansätze »meist durch einen Wechsel der leitenden Fragestellung« empfehlen, weshalb sich die Fachgeschichte nicht als »lineare Fortschrittsgeschichte darstellen läßt« und eben auch »direkte Leistungsvergleiche zwischen verschiedenen Ansätzen nur selten möglich sind«. Ein solcher Wechsel, der den gegenwärtigen Theorienapparat historisch relativiert, wirkt durchaus *selektiv*. Aber genau die Erhöhung der wissenschaftstheoretischen Reflexivität (Bourdieu, Wacquant 1996) kann gegenhalten gegen die überbordende eklektische Aneinanderreihung von »Grundbegriffen«, »Theorien« und »Theoretike-

rInnen der aktuellen Soziologiepropädeutik. Die historisch geerdete Theoriekritik kann angesichts des Sprachspielrelativismus (Lyotard 1986), der die ahistorische Perspektivenvielfalt der zeitgenössischen Soziologie zu begründen scheint, zurückgewinnen, was genuin der Soziologie eignete und diese attraktiv macht: den stets umstrittenen Bezug sozialer Erfahrungen auf die historische Realität konkreter Gesellschaft.

Schluss

Im Spiegel der Klassiker erkennen wir: *uns*. Mögen sie als Vorbilder, Gegenpole oder Begriffsarchive in Gebrauch sein, prägende Denkweisen, stilbildende Vorgaben oder entscheidende Fragen eingebracht haben – ohne die zähe Arbeit der Kanonisierung, ohne Talcott Parsons' Formierung, die neuen Curricula der Fachexpansion und die derzeit schnell wachsende Einführungsliteratur gäbe es keine. Analytisch unterschieden nach ihren Funktionen im Fachdiskurs konstruierten wir uns mit unseren *Vorläufern*, *Zeitgenossen* und den *Pionieren* drei Prototypen.

Wenn ein zeitloses Band sukzessive verbesserter Konzepte durch die Ideengeschichte verfolgt wird, dann gelten die Klassiker des soziologischen Denkens als *Vorläufer* der aktuellen Theoriebildung. *Konservativ* dienen sie dann der *Stabilisierung* einer historischen Identität durch Etablierung einer Disziplinergestalt, die teils in die Vergangenheit rückprojiziert wird.

Gegenwärtig populärer sind sie durchaus als *Zeitgenossen*, die mit ihren *Hauptwerken der Soziologie* auch heute noch aktuell bleiben. Wenn vormals vergangene Autoren (Marx) in den frühen 1970ern oder Autorinnen (Martineau) in den 1990er Jahren wieder ausgegraben und dem Kanon eingereicht werden, dann ist nicht Absicherung in einer biografischen Parade der Meister, sondern Korrektur und *Variation* gesucht und die »Klassiker« gelten fraglos und doch nur je nach Interessenfraktion als heutige Ideenspender. Nicht konservierend, sondern *kritisch* ist dann der diskursive Kampf um ihren Rang im institutionellen Gefüge der Soziologie.

Beiden Varianten gegenüber wird in der Gegenwart einer nicht allein transnational, sondern zuerst national je fragmentierten, immer kleinzisellierter, um Nischenzeitschriften institutionalisierten Fachgemeinschaft eine dritte Konstruktion des »Klassischen« wichtiger, wenn eine identifizier- und streitbare kognitive Fachidentität der Soziologie erneuert werden will.

Nicht immer weitere neue, bislang übersehene Varianten, nicht stabilisierende Sinnstiftungen einer Disziplingeschichte sind dann gefragt, sondern soziologische Reflexivität in einem historisch informierten, – im Sinne eines um den Entstehungskontext theoretischer Fragen wissenden – *selektiveren* Umgang mit einem ansonsten hypertrophen Begriffsapparat. Einer mit Kuhns Paradigmenwandel und Canguilhem's historischer Epistemologie historisierten Wissenschaftstheorie folgend können Klassiker nur exemplarisch *Pioniere* von Denkart sein, deren Zeitindex und Genealogie *systematisch* erst noch beschrieben werden müssen.

Literatur

- Abbott, A. 2001: *Chaos of Disciplines*. Chicago, London: University of Chicago Press.
- d'Alembert, J. 1997: Einleitung zur Enzyklopädie. Hamburg: Meiner.
- Bartelson, J. 2007: Philosophy and History in the Study of Political Thought. *Journal of the Philosophy of History*, 1. Jg., Heft 1, 101–124.
- Canguilhem, G. 1979: *Wissenschaftsgeschichte und Epistemologie*. Gesammelte Aufsätze. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Chriss, J. J. 1995: Testing Gouldner's Coming Crisis Thesis. On the Waxing and Waning of Intellectual Influence. *Current Perspectives in Social Theory*, 15. Jg., 33–61.
- Connell, R. 1997: Why is Classical Theory Classical? *American Journal of Sociology*, 102. Jg., Heft 6, 1511–1557.
- Crane, D., Small, H. 1992: American Sociology Since the Seventies. The Emerging Identity Crisis in the Discipline. In T. C. Halliday, M. Janowitz (Hg.). *Sociology and its Publics. The Forms and Fates of Disciplinary Organization*. Chicago, London: University of Chicago Press, 197–234.
- Dahrendorf, R. 1967: *Class and Class Conflict in Industrial Society*. London: Routledge & Kegan Paul.
- Dahrendorf, R. 1996: Die bunten Vögel wandern weiter. In J. Fritz-Vannahme (Hg.) 1996: *Wozu heute noch Soziologie?* Opladen: Leske + Budrich, 31–36.
- Greshoff, R. 2000: *Die theoretischen Konzeptionen des Sozialen von Max Weber und Niklas Luhmann*. Opladen, Wiesbaden: Westdeutscher Verlag.
- Hamilton, R. F. 2003: American Sociology Rewrites Its History. *Sociological Theory*, 21. Jg., Heft 3, 281–297.
- Heckmann, F., Kröll, F. 1984: *Einführung in die Geschichte der Soziologie*. Stuttgart: Enke.
- Holmwood, J. 2009: The International Benchmarking of Sociology. The Case of the UK. *ISA News Letter* 13, 97–125.

- Holmwood, J. 2010: Sociology's Misfortune. Disciplines, Interdisciplinarity and the Impact of Audit Culture. *British Journal of Sociology*, 61. Jg., Heft 4, 639–658.
- Hondrich, K.-O., Matthes, J. (Hg.) 1978: *Theorienvergleich in den Sozialwissenschaften*. Darmstadt, Neuwied: Luchterhand.
- International Sociological Association 1997: *Books of the Century*. Verfügbar unter www.isa-sociology.org/books/vt/bkv_000.htm (letzter Aufruf 27.06.2011).
- Jonas, F. 1981: *Geschichte der Soziologie*. Band 1. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Kaesler, D. 1988: *Max Weber. An Introduction to his Life and Work*. Cambridge: Polity Press.
- Kaesler, D. 1999a: Guardians of Canonical Wisdom. Why Some of Us Care for the History of Sociology. *Schweizer Zeitschrift für Soziologie*, 25. Jg., Heft 2, 149–159.
- Kaesler, D. (Hg.) 1999b: *Klassiker der Soziologie*. 2 Bände. München: C.H. Beck.
- Kaesler, D. (Hg.) 2005: *Aktuelle Theorien der Soziologie*. Von Shmuel N. Eisenstadt bis zur Postmoderne. München: C.H. Beck.
- Kaesler, D., Vogt, L. (Hg.) 2000: *Hauptwerke der Soziologie*. Stuttgart: Kröner.
- Kalberg, S. 2007: A Cross-National Consensus on a Unified Sociological Theory? Some Inter-Cultural Obstacles. *European Journal of Social Theory*, 10. Jg., Heft 2, 206–219.
- Kaube, J. 2010: Kein Werturteilsstreit beim Soziologentag. *Frankfurter Allgemeine Zeitung* vom 22.10.2010, N3.
- Kilminster, R. 1998: *The Sociological Revolution. From the Enlightenment to the Global Age*. London, New York: Routledge.
- Korte, H. 1992: *Einführung in die Geschichte der Soziologie*. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Korte, H. 2006: *Einführung in die Geschichte der Soziologie*. 8. Aufl. Wiesbaden: VS.
- Kuhn, T. S. 1962: *The Structure of Scientific Revolutions*. Chicago: University of Chicago Press.
- Lepenes, W. (Hg.) 1981: *Geschichte der Soziologie*. Studien zur kognitiven, sozialen und historischen Identität einer Disziplin. 4 Bände. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Lord, J. T., Sanderson, S. K. 1999: Current Theoretical and Political Perspectives of Western Sociological Theorists. *The American Sociologist*, 30. Jg., Heft 3, 42–66.
- Luhmann, N. 1984: *Soziale Systeme*. Grundriß einer allgemeinen Theorie. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Lutz, B. 1989: *Der kurze Traum immerwährender Prosperität*. Eine Neuinterpretation der industriell-kapitalistischen Entwicklung im Europa des 20. Jahrhunderts. 2. Auflage. Frankfurt am Main, New York: Campus.
- Lyotard, J.-F. 1986: *Das postmoderne Wissen*. Ein Bericht. Graz, Wien: Böhlau.
- Macionis, J. J. 1993: *Sociology*. 4. Auflage. Upper Saddle River NJ: Prentice Hall.
- Merton, R. K. 1968: *Social Theory and Social Structure*. New York: Free Press.
- Merton, R. K. 1981: Zur Geschichte und Systematik der soziologischen Theorie. In W. Lepenes (Hg.), *Geschichte der Soziologie*. Studien zur kognitiven, sozialen und historischen Identität einer Disziplin. Band 1, Frankfurt am Main: Suhrkamp, 15–74.

- Münch, R. 2002: Soziologische Theorie. Band 1: Grundlegung durch die Klassiker. Frankfurt am Main, New York: Campus.
- Parsons, T. 1950: The Prospects of Sociological Theory. *American Sociological Review*, 15. Jg., Heft 1, 3–16.
- Parsons, T. 1959: Some Problems Confronting Sociology as a Profession. *American Sociological Review*, 24. Jg., Heft 4, 547–559.
- Parsons, T. 1968: *The Structure of Social Action*. 2 Bände. New York: Free Press.
- Ritzer, G. (Hg.) 1992: *Metatheorizing in Sociology*. Lexington, Toronto: New Lexington Press.
- Savage, M. 2010: Unpicking Sociology's Misfortunes. *British Journal of Sociology*, 61. Jg., Heft 4, 659–665.
- Schneider, W. L. 2008: *Grundlagen der soziologischen Theorie*. Band 1: Weber. Parsons. Mead. Schütz. 3. Auflage. Wiesbaden: VS.
- Scott, J. 2005: Sociology and Its Others. Reflections on Disciplinary Specialisation and Fragmentation. *Sociological Research Online*, 10. Jg., Heft 1. Verfügbar unter www.socresonline.org.uk/10/1/scott.html (letzter Aufruf 27.06.2011).
- Stempfhuber, M. 2010: Krisenwissenschaft. Die Soziologie präsentiert sich in Frankfurt friedlich. *Süddeutsche Zeitung* vom 15.10.2010, 12.
- Thompson, J. B. 2005: *Books in the Digital Age. The Transformation of Academic and Higher Education Publishing in Britain and the United States*. Cambridge: Polity.
- Times Higher Education 2009: Most Cited Authors of Books in the Humanities, 2007 (Stand 26.03.2009). Verfügbar unter www.timeshighereducation.co.uk/story.asp?storyCode=405956 (letzter Aufruf 27.06.2011).
- Turner, S. P. 1998: Who's Afraid of the History of Sociology? *Schweizerische Zeitschrift für Soziologie*, 24. Jg., Heft 1, 3–10.
- Vester, H.-G. 2009: *Kompendium der Soziologie II: Die Klassiker*. Wiesbaden: VS.
- Wagner, G. 2007: *Eine Geschichte der Soziologie*. Konstanz: UVK.
- Wallerstein, I., Juma, C., Fox Keller, E., Lecourt, D., Mudkimbe, V. Y., Miushakoji, K., Prigogine, I., Taylor, P. J., Trouillot, M.-R. 1996: *Open the Social Sciences. Report of the Gulbenkian Commission on the Restructuring of the Social Sciences*. Stanford, CA: Stanford University Press.
- Wallerstein, I. 1999: *The Heritage of Sociology, The Promise of Social Science. Presidential Address, XIVth World Congress of Sociology, Montreal, 26 July 1998*. *Current Sociology*, 47. Jg., Heft 1, 1–37.
- Weber, M. 2005: *Wirtschaft und Gesellschaft. Grundriss der verstehenden Soziologie*. Frankfurt am Main: Zweitausendeins.
- Welz, F. 2010: Bastler – Sammler – Spurensucher. Zum Verhältnis von Geschichte und Systematik der soziologischen Theorie *nach* Robert K. Merton. *Österreichische Zeitschrift für Soziologie*, 35. Jg., Heft 3, 19–37.
- Wolfe, A. 1992: Weak Sociology, Strong Sociologists. Consequences and Contradictions of a Field in Turmoil. *Social Research*, 59. Jg., Heft 4, 759–779.

Theodor W. Adornos »Theorie der Gesellschaft«

Ein uneingelöstes Versprechen der
Frankfurter Schule der Soziologie¹

Klaus Lichtblau

Mit der *Frankfurter Schule der Soziologie* assoziieren wir heute eine philosophisch-soziologische Strömung, die sich seit der Gründung der Bundesrepublik Deutschland im Jahr 1949 bis zum Höhepunkt der Studentenbewegung von 1968/69 erfolgreich etablieren konnte und die untrennbar mit den Namen von Max Horkheimer, Theodor W. Adorno und Jürgen Habermas verbunden ist.² Sowohl Horkheimer als auch Adorno nahmen in diesem Zeitraum an der Universität Frankfurt Doppellehrstühle für Philosophie und Soziologie wahr. Auch Habermas hatte als Nachfolger Horkheimers von 1964 bis 1971 in Frankfurt einen Doppellehrstuhl für Philosophie und Soziologie inne (vgl. Koolwaay, Lichtblau 2010: 513ff.). Inwiefern auch noch Habermas dieser Richtung der Frankfurter Schule der Soziologie zugerechnet werden kann, ist in der Sekundärliteratur umstritten. Zu-

1 Diesem Text liegt ein Vortrag zugrunde, den der Autor anlässlich des zwanzigjährigen Bestehens der Zeitschrift *Prato.Sociology* am 29. Oktober 2011 in der Goethe-Universität Frankfurt am Main gehalten hat. Er ist gegenüber der Vortragsfassung geringfügig überarbeitet und erweitert worden.

2 Diese »Marke« ist allerdings keine Erfindung der westdeutschen Nachkriegssoziologie, sondern sie wurde bereits von Franz Oppenheimer und Gottfried Salomon Ende der Weimarer Republik für die von ihnen entwickelte Richtung der Frankfurter Soziologie in Anspruch genommen (vgl. Oppenheimer 1928: 39; Nassauer 1964 sowie diverse Unterlagen im Frankfurter Universitätsarchiv). Auch in diesem Fall hat also die Kritische Theorie ein Erbe angetreten, das von ihr selbst gar nicht erwirtschaftet worden ist.

mindest wird man wohl sagen dürfen, dass er dem von Adorno vertretenen Anspruch einer kritischen Theorie der Gesellschaft auch nach dessen Tod weiterhin publikumswirksam gerecht zu werden versucht hatte.

Gleichwohl stellt das philosophische und soziologische Werk von Habermas insofern eine Zäsur innerhalb der Geschichte der Kritischen Theorie dar, als er sich die von Horkheimer und Adorno vertretene Variante einer *dialektischen* Theorie der Gesellschaft nie zu Eigen gemacht hat. Zwar ist gerade Habermas insofern ein Meister der »Kritik«, als er seine eigenen Gedanken bezüglich der Weiterentwicklung einer zeitgenössischen Theorie der Gesellschaft in ständiger Auseinandersetzung mit soziologischen Klassikern wie Emile Durkheim, Max Weber und George Herbert Mead sowie sozialwissenschaftlichen Systemtheoretikern wie Talcott Parsons und Niklas Luhmann ausgearbeitet hat. Diese notorische Rezeptionsbereitschaft und die damit einhergehende Streitbarkeit unterscheidet sich jedoch von dem, was Adorno als *immanente* Kritik verstanden wissen wollte.³ Denn Adornos Vorstellung von Kritik war untrennbar in der »Sache«, das heißt der modernen Gesellschaft selbst begründet und bedurfte insofern auch nicht des Umwegs über ein Schwindel erregendes Lektürepensum, das für Habermas zumindest in dieser Zeit charakteristisch war. Entsprechend unterschiedlich war auch die Lehrpraxis, die Adorno und Habermas in den 1960er Jahren in Frankfurt betrieben haben (vgl. Herrschaft 2010).

In diesem Beitrag sollen Adornos Vorstellungen bezüglich einer kritischen Theorie der Gesellschaft in der Form rekonstruiert werden, dass ein Bogen zwischen seiner ersten Frankfurter Vorlesung vom Wintersemester 1949/50 bis zu seinem Eröffnungsreferat auf dem 16. Frankfurter Soziologentag gespannt wird, den er im April 1968 in Frankfurt am Main gehalten hat. Adornos gesellschaftstheoretische Überlegungen sind in diesem gesamten Zeitraum dabei von einer erstaunlichen Kontinuität gewesen, wobei in diesem Zusammenhang die Frage gestattet sein darf, ob er sich über-

3 Bekanntlich ist für Habermas der *Streit* ein zentrales Medium seiner notorischen Einmischungen in die verschiedenen philosophischen und wissenschaftlichen Richtungskämpfe dieser Zeit sowie die öffentliche Meinungsbildung in der Bundesrepublik Deutschland. Zur Ideengeschichte der Bundesrepublik Deutschland als entsprechender »Konfliktgeschichte« vgl. die einzelnen Beiträge in der von Jürgen Kaube besorgten Berichterstattung in der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* anlässlich des 80. Geburtstages von Jürgen Habermas (Kaube 2009). Zur allgemeinen soziologischen Bedeutung des Streits siehe ferner Georg Simmel (1992: 284–382).

haupt ein solches Arbeitspensum auferlegt hätte, wenn er in Frankfurt keinen Doppellehrstuhl für Philosophie und Soziologie, sondern nur einen rein *philosophischen* Lehrauftrag wahrgenommen hätte. Zumindest kann als das eigentliche Kennzeichen dieser Richtung der Frankfurter Soziologie der Nachkriegszeit doch wohl der Umstand angesehen werden, dass bei ihr philosophische und soziologische Überlegungen in einer untrennbaren Weise miteinander verbunden gewesen sind. Insofern wäre es zumindest Adorno als aberwitzig erschienen, eine kritische Theorie der Gesellschaft ohne den Bezug auf Grundfragen und Grundthemen der modernen Soziologie auszuarbeiten. Jedoch war es selbst ihm nicht ganz klar, was eigentlich der disziplinäre Status einer solchen Gesellschaftstheorie sein könnte.⁴ Zumindest hatte er in dieser Frage offensichtlich eine Konversion von der Philosophie hin zur *Soziologie* vollzogen, auch wenn sein emphatisches Verständnis von Theorie immer untrennbar mit einer dialektischen Form der Begriffsbildung verbunden gewesen ist, wie sie im Werk von Georg Wilhelm Friedrich Hegel und Karl Marx prägnant zum Ausdruck kommt. Bezeichnend hierfür ist, dass Adorno seine Frankfurter Vorlesung, die er im Sommersemester 1964 gehalten hat und die wie seine Vorlesung von 1948/49 ebenfalls explizit der Gesellschaftstheorie gewidmet war, im Vorlesungsverzeichnis unter dem Titel »Elemente einer philosophischen Gesellschaftstheorie« angekündigt hatte, während die 2008 im Rahmen seiner *Nachgelassenen Schriften* veröffentlichte Tonbandaufzeichnung dieser Vorlesung bei dem damals noch Frankfurter Suhrkamp-Verlag unter dem Titel »Philosophische Elemente einer Theorie der Gesellschaft« erschienen ist (Adorno 2008: 220).

Immerhin war in Adornos gesellschaftskritischem Denken der Spagat zwischen Philosophie und Soziologie von zentraler Bedeutung, was man von jener Form der »Kritik«, wie sie derzeit im Umfeld des Frankfurter

4 Axel Honneth hat in diesem Zusammenhang Adornos Theorie der Gesellschaft als ein *hermeneutisches Projekt* zu retten versucht, das zwar eine »Vergleichbarkeit mit wesentlich komplexeren Gesellschaftstheorien suggeriert« habe, als »erklärende Theorie« aber einem Selbstmissverständnis erlegen sei (Honneth 2007: 70f.). Übrigens ist Honneth diesem Missverständnis ursprünglich selbst erlegen, obwohl er seine damals vertretene Position heute offensichtlich immer noch für diskutabel hält (vgl. Honneth 1989: 70f.). Die Gründe für diese »Missverständnisse« sollen im Folgenden zur Sprache kommen, wobei auch Adornos *Vorlesungen* zur Soziologie und Gesellschaftstheorie, die er seit dem WS 1948/49 regelmäßig in Frankfurt gehalten hatte, in die Untersuchung mit einbezogen werden.

Exzellenzclusters *Die Herausbildung normativer Ordnungen* gepflegt wird, ja wohl kaum behaupten kann!⁵ Dass beim späten Adorno die ihm vorschwebende Theorie der Gesellschaft mit einem emphatischen Verständnis von Soziologie identisch war, wird dabei unter anderem in seiner 1969 erschienenen Einleitung zu dem von ihm herausgegebenen Sammelband zum *Positivismusstreit in der deutschen Soziologie* deutlich, in der er die von ihm vertretene Variante der Soziologie geradezu als eine Superwissenschaft angepriesen hatte: »Zöge man von der Soziologie all das ab, was nicht, beispielsweise, der *Weberschen* Definition zu Beginn von »Wirtschaft und Gesellschaft« strikt entspricht, so bliebe nichts von ihr übrig. Ohne alle ökonomischen, geschichtlichen, psychologischen [und] anthropologischen Momente schlotterte sie um jegliches soziale Phänomen herum. Ihre *raison d'être* ist nicht die eines Sachgebietes, eines »Fachs«, sondern der konstitutive und eben darum vernachlässigte Zusammenhang jener Sachgebiete älteren Stils; ein Stück geistiger Wiedergutmachung der Arbeitsteilung, nicht ihrerseits wiederum bedingungslos arbeitsteilig zu fixieren. Ebensowenig [...] bringt sie bloß die Bestände der Sachgebiete in mehr oder minder fruchtbaren Kontakt. Was man mit interdisziplinärer Kooperation bezeichnet, reicht nicht an Soziologie heran. An ihr ist es, die Vermittlungen der Sachkategorien in sich aufzudecken, deren jede auf die andere führt. Sie zielt auf die immanente Wechselwirkung der von Ökonomie, Geschichte, Psychologie, Anthropologie relativ unabhängig voneinander bearbeiteten Elemente; versucht wissenschaftlich die Einheit zu restituieren, die sie an sich, als gesellschaftliche, bilden und die sie durch Wissenschaft, freilich nicht erst durch sie, immer wieder einbüßen« (Adorno 1969: 67f.).

Dieses in einem gewissen Widerspruch zu Max Horkheimers programmatischer Frankfurter Antrittsvorlesung über *Die gegenwärtige Lage der Sozialphilosophie und die Aufgaben eines Instituts für Sozialforschung* von 1931 stehende Verständnis von Soziologie ist Adorno jedoch nicht in den Schoß gefallen, sondern er hat es sich in einem Zeitraum von zwanzig Jahren in seiner Frankfurter Forschungs- und Lehrpraxis buchstäblich »erarbeitet«. Die »Anstrengung des Begriffs« ist in diesem Fall kein Bonmot, sondern die Art und Weise, wie er der mit dem Anspruch einer kritischen Theorie der Gesellschaft selbst gestellten Aufgabe gerecht zu werden versucht hatte.

5 Siehe hierzu das programmatische Selbstverständnis dieses philosophischen und geisteswissenschaftlichen Exzellenzclusters, das unlängst von dessen beiden Sprechern an eine größere Öffentlichkeit adressiert worden ist (Forst, Günther 2011).

Das Problem der »individuellen Kausalität«

Einen der ersten Versuche, die Eigenart der Gesellschaftstheorie gegenüber den historischen Geistes- und Kulturwissenschaften um 1900 zu demonstrieren, hatte Adorno in einem Vortrag unternommen, den er 1940 im Soziologischen Seminar der Columbia University in New York gehalten hatte und der 2003 posthum erschienen ist. Bezugspunkt dieses Vortrages waren Georg Simmels Überlegungen zur Möglichkeit einer »individuellen Kausalität«, wie sie dieser in den verschiedenen Auflagen seines Buches *Die Probleme der Geschichtsphilosophie* angestellt hatte, das meiner Ansicht nach auch heute noch einen substantiellen Beitrag zu einer Erkenntnistheorie der Historik darstellt. Adorno wandte sich hier gegen den insbesondere von Wilhelm Windelband und Heinrich Rickert gemachten Versuch, die nomothetisch verfahrenen Naturwissenschaften strikt von den idiographisch orientierten Geistes- und Kulturwissenschaften abzugrenzen. Selbst Simmels Versuch, die noch von Kant vertretene Identität von *Gesetzmäßigkeit* und *Kausalität* zugunsten der in der realen geschichtlichen Welt gegebenen Möglichkeit einer »individuellen Kausalität« zu bestreiten, erschien Adorno zufolge das zu verfehlen, was doch die eigentliche Aufgabe der *Gesellschaftswissenschaften* sei: nämlich die Feststellung der »Entwicklungstendenzen der Gesellschaft« und der »objektiven Möglichkeit, die Geschichte ihrer blinden Zufälligkeit zu entreißen und bewußt zu lenken« (Adorno 2003a: 46f.).

Simmels Unterscheidung zwischen dem Notwendigen und dem Allgemeinen begegnete Adorno dabei mit der Feststellung, dass es so etwas wie »Wesensnotwendigkeiten« gebe, die uns dazu berechtigen würden, »die Folge zweier historischer Ereignisse als notwendig zu bezeichnen« (ebd.: 54). Entscheidend hierbei sei die Feststellung des *Systems*, in dem diese beiden Ereignisse stattfinden, sowie die Entwicklung einer diesem System gerecht werdenden *Theorie*.⁶ Adorno setzte in diesem Zusammenhang *Denknotwendigkeiten* mit *Wesensnotwendigkeiten* gleich, deren Grundlage eine »Theorie von der Gesellschaft« sei, wobei Aussagen über Kausalzusammenhänge nur insofern den Anspruch auf eine Notwendigkeit erheben könnten, als sie aus dem »konsequenten Denken der Theorie« hervorgehen würden. Nicht eine *individuelle Kausalität*, sondern »die Einheit der Theorie fungiert

⁶ Dies ist übrigens auch der Grund, warum die sozialwissenschaftlichen Systemtheorien von Talcott Parsons und Niklas Luhmann in der Folgezeit für die Frankfurter Schule der Soziologie so wichtig werden sollten.

hier gewissermaßen als Stellvertreter für die Allgemeinheit des Kausalsatzes«. Insofern kann Adorno auch sagen, dass »wenn es so etwas wie eine in sich einstimmige Theorie überhaupt nicht gibt, die Rede von Notwendigkeiten im Bereich der Gesellschaft keinen vernünftigen Sinn mehr hat« (ebd.: 54f.).

Adornos ›Theorie der Gesellschaft‹ in seiner gleichnamigen Frankfurter Vorlesung vom Wintersemester 1948/49

Im Wintersemester 1948/49 kam Adorno erstmals nach dem Zweiten Weltkrieg wieder nach Frankfurt zurück, um den neu eingerichteten Horkheimerschen Lehrstuhl für *Sozialphilosophie* zu vertreten, der später auf Horkheimers ausdrücklichen Wunsch in eine Professur für *Philosophie und Soziologie* umgewidmet worden ist. Zu Adornos eigener Überraschung sprach er vor einer großen Hörerschaft, deren Wissbegierde und Intelligenz ihn dazu ermutigte, schon bald sein US-amerikanisches Exil aufzugeben und wieder nach Frankfurt am Main überzusiedeln. Hier wurde für ihn allerdings erst 1957 ebenfalls eine ordentliche Professur für Philosophie und Soziologie eingerichtet.

Von dieser ersten Frankfurter Vorlesung Adornos nach dem Krieg sind leider nur ein Vorlesungsentwurf sowie ein Stichwortverzeichnis erhalten geblieben, die seiner in freier Rede gehaltenen Vorlesung zugrunde lagen und die ebenfalls 2003 posthum erschienen sind. Die ihm bereits damals vorschwebende Theorie der Gesellschaft schloss dabei bewusst an das Problem der *Verdinglichung* an, wie es in seinen Augen von Hegel und Marx ins Zentrum ihrer Gesellschaftstheorien gestellt worden ist. Bereits hier betonte er, dass die Frage, was die Gesellschaft im positiven Sinne eigentlich sei – und in diesem Zusammenhang sprach Adorno im Anschluss an den Wortgebrauch von Hegel und Marx ausdrücklich von der *bürgerlichen Gesellschaft* – nicht durch Definitionen beantwortet werden könne. Denn diese habe eine eigene Logik, die es begreifbar zu machen gelte, »nämlich die ihrer Struktur und die von deren Bewegung«. D.h. *Struktur* und *Bewegung* sind für ihn bereits zu diesem frühen Zeitpunkt »eines« beziehungsweise im Rahmen einer entfalteten gesellschaftlichen Totalität identisch, welche die Tendenz zu ihrer eigenen »Vernichtung« in sich berge (Adorno 2003b: 113, 117).

Die gesellschaftliche *Statik* und *Dynamik* sind ihm zufolge im Unterschied zu der von Auguste Comte vertretenen Ansicht also nicht voneinander zu trennen, da es eine objektive gesellschaftliche »Strukturgesetzlichkeit« gebe, die sich selbstverständlich auch in entsprechenden »Interessenmotiven« der handelnden Individuen niederschlagen könne. Adorno grenzte sich an dieser Stelle ausdrücklich von einer Form der Kritik ab, die von einem »transzendenten Prinzip« aus die gesellschaftliche Entwicklung zu kritisieren versucht, und stellte ihr das gegenüber, was er fortan bis zu seinem Tod als *immanente Kritik* bezeichnet hatte: »Dialektik [ist] nur kritisch, d.h. durch Reflexion im Betrachter möglich. Dies kritische Moment – die Einsicht in die *Negativität* der je bestimmten gesellschaftlichen Phänomene – ist es zugleich, das die dialektische Behandlung der Gesellschaft eigentlich in Bewegung bringt.« (ebd.: 118) Insofern wäre eine »wahre« *Sozialphilosophie* mit der Philosophie selbst identisch.

Adorno betonte hier also ausdrücklich die »Untrennbarkeit« der »sozialen« von den »eigentlich philosophischen Fragen«. Er unterschied dabei eine kritische Theorie der Gesellschaft ausdrücklich von einem »Soziologismus« und erkenntnistheoretischen »Relativismus«, wie er seiner Meinung nach sowohl von Georg Simmel als auch von Karl Mannheim vertreten worden ist (ebd.: 120, 124f.). In der Folgezeit übernahmen bei Adorno ähnlich wie bei Habermas auch andere soziologische Klassiker wie Emile Durkheim und Max Weber diese Rolle des Prügelknaben. Offensichtlich hatte selbst Adorno noch diese Art der »Ideologiekritik« nötig, um seine eigene Vision einer dialektischen Theorie der Gesellschaft zu präzisieren. Im Unterschied zu anderen Kritikern der bürgerlichen Gesellschaft ging er dabei jedoch immer von der »Logik der Sache« aus, die von ihm mit einer Einsicht in die Existenz objektiver gesellschaftlicher *Strukturen* und entsprechender *Bewegungsgesetze* identisch war. Die »Sache« und die entsprechende »Methode« ließen sich dabei nicht trennen, wolle man nicht einem »Positivismus« bzw. »Formalismus« verfallen, den auch Max Weber zumindest in seinen methodologischen Schriften vertreten habe (ebd.: 127). Gegenstand einer kritischen Theorie der Gesellschaft sei dabei eine »antagonistische Totalität«, die durch die jeweiligen »Klassenverhältnisse« geprägt ist und die insofern eine *dialektische* Form der Begriffsbildung erforderlich macht. Denn Adorno begriff die Gesellschaft als ein »System«, das durch einen »Widerspruch« bzw. »Antagonismus« gekennzeichnet sei. Dieser erlaube es deshalb nur in einem *negativen* Sinn von einer solchen im Grunde genommen »falschen« Systemhaftigkeit zu sprechen. Dies ist auch der

Grund, warum er sich bereits zu dieser Zeit ausdrücklich von jenen *Systemen der Soziologie* abgegrenzt hatte, wie sie unter anderem in den Werken von Herbert Spencer und Franz Oppenheimer zum Ausdruck kommen: »Als antagonistische ist die Gesellschaft alogisch, d.h. sie ist nicht einstimmig im Sinne der widerspruchsfreien Logik darzustellen, sondern eben im Sinn der zu ihrem *Wesen* gehörigen Irrationalität, d.h. eben dem antagonistischen Charakter. Beispiel für diese Irrationalität [ist] der Widerspruch von Produktivkräften und Produktionsverhältnissen. Es geht buchstäblich umso irrationaler zu, je rationaler es wird« (Adorno ebd.: 128).⁷

Adornos erster *Soziologischer Exkurs* zur Theorie der Gesellschaft von 1954

Adorno hatte sich immer dagegen ausgesprochen, Definitionen zum Ausgangspunkt einer Erläuterung seines Verständnisses von *Gesellschaft* zu machen. In seiner 1964 gehaltenen Vorlesung *Philosophische Elemente einer Theorie der Gesellschaft* betonte er gleich zu Beginn der ersten Sitzung, dass er nicht beabsichtige, eine Antwort auf die ihm immer wieder gestellte Frage zu geben, was er eigentlich unter einer Theorie der Gesellschaft verstehe und ob er überhaupt über eine solche verfüge. Er wies hierbei ferner darauf hin, dass es für ihn im Grunde genommen irrelevant sei, ob das, was er in diesem Zusammenhang vorzutragen habe, *Philosophie* oder *Soziologie* sei. Wichtiger scheint mir aber sein Hinweis zu sein, dass er nur »Elemente« einer solchen Theorie vorstellen könne und in diesem Zusammenhang seinem Auditorium »das Manko einer solchen wirklich durchgebildeten Theorie der Gesellschaft« erklären müsse (Adorno 2008: 9).

Adorno hat sich dennoch nicht davor geschaut, zumindest zu didaktischen Zwecken auch einige *positive* Aussagen über den Begriff der Gesellschaft zu machen, wie er seiner Ansicht nach in der Soziologie gebräuchlich ist. In der ersten Fassung seines entsprechenden *Soziologischen Exkurses* von 1954 hob er hervor, dass dieser mit der *Idee* eines »in sich geschlossenen und umfassenden Funktionszusammenhangs als Form der Reproduktion eines arbeitsteiligen Ganzen« identisch sei (Adorno 2003c: 144).

⁷ Zu Adornos gesellschaftstheoretischer Verwendung des Systembegriffs siehe auch dessen Vorlesung *Einleitung in die Soziologie* vom Sommersemester 1968 (Adorno 1993: 77).

Diese »Idee« sei seit der griechischen Antike bis zum ausgehenden 18. Jahrhundert zunächst primär auf die »Formen eines organisierten [und] kontrollierten Staatswesens« bezogen gewesen, während der Begriff der Gesellschaft, wie er in der Soziologie gebraucht werde, wesentlich jüngeren Datums sei. Adorno begriff ihn nämlich als Produkt der *bürgerlichen Revolution*, die in Europa an der Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert stattgefunden hatte. Ein solcher Begriff der Gesellschaft konnte ihm zufolge von Autoren wie Saint-Simon und Hegel deshalb nicht zufällig nur in einem »Stadium der totalen Vergesellschaftung der Menschheit« ausformuliert werden (Adorno 1972: 144).

Da Adorno ähnlich wie Georg Simmel und Max Weber die Gesellschaft nicht als ein statisch vorgegebenes Gebilde, sondern als einen *Prozess* verstand, schloss er sich in diesem Zusammenhang einem von Simmel geprägten Sprachgebrauch an, indem er bewusst von den *Formen der Vergesellschaftung* sprach. Auch die Vorstellung, dass »die Vergesellschaftung der Menschen tendenziell anwächst [und] daß es also, grob gesprochen immer mehr ›Gesellschaft in der Welt gibt«, hat er fast wortwörtlich von Simmel übernommen (ebd.). Es gebe jedoch nur insofern einen »Fortschritt in der Vergesellschaftung«, der sich unaufhörlich zu beschleunigen scheint, indem er die bestehenden gesellschaftlichen Widersprüche »auf immer höherer Stufe reproduziert«. Auch die später von Luhmann weiter ausgeführte Idee, dass es deshalb im Grunde genommen heute nur noch »eine Welt« bzw. eine »totale Gesellschaft« gebe, hat Adorno bereits 1954 vorweggenommen (ebd.).

Diese Tendenz zu einer »totalen Vergesellschaftung« war Adorno zufolge untrennbar mit der Expansion der bürgerlichen Gesellschaft über nationalstaatliche Grenzziehungen verbunden, wie sie bereits von Hegel in seiner *Rechtsphilosophie* sowie von Marx und Engels sowohl im Feuerbachkapitel der *Deutschen Ideologie* von 1845 als auch im *Kommunistischen Manifest* von 1848 beschrieben worden ist. Adorno fügte dem im Anschluss an die »Freudsche Soziologie« jedoch noch den Gedanken hinzu, dass in diesem Zusammenhang auch von einer »inneren Vergesellschaftung« der Menschen gesprochen werden müsse, welche die einzelnen Individuen zu »Monaden der gesellschaftlichen Totalität« machen würde (ebd.: 149). Eine solche »negative« Form der Vergesellschaftung mache insofern auch nicht vor der Triebstruktur der Menschen halt. Deshalb hatte es Adorno übrigens immer abgelehnt, allgemeingültige Aussagen über die äußere und innere Natur des Menschen im Rahmen einer *Philosophischen Anthropologie* zu machen, wie dies beispielsweise Max Scheler getan hatte und der damit

glorreich gescheitert ist. Immerhin hatte man Scheler 1928 nach Frankfurt auf den ersten dort eingerichteten Lehrstuhl für *Philosophie und Soziologie* berufen, den dann nach Schelers unerwartet frühem Tod Paul Tillich mit einer um die »Sozialpädagogik« erweiterten Lehrbefugnis übernommen hatte (Koolwaay, Lichtblau 2010: 510).

Das bürgerliche Individuum ist Adorno zufolge ein *historisches* Projekt, dessen Entstehung sich spezifischer gesellschaftlicher Entwicklungen verdankt, die untrennbar mit dem *Liberalismus* und seinem marktwirtschaftlichen System verbunden sind. Im Gefolge der zunehmenden Selbstaufhebung dieses liberalen Systems in Gestalt des Monopolkapitalismus und der mit ihm verbundenen Kulturindustrie sowie des fortschreitenden Staatsinterventionismus in den wirtschaftlichen Kreislauf des Kapitals könne deshalb hinsichtlich des größten Teils der heutigen Bevölkerung auch nicht mehr von »Individuen« gesprochen werden. Damit sei jedoch auch die Freudsche Theorie der *Sublimierung* hinfällig geworden, da es unter diesen Bedingungen nichts mehr zu »sublimieren« gibt.

Die Notwendigkeit einer »immanenten Kritik« der bürgerlichen Gesellschaft

Es gibt ein Strukturmuster von Adornos ideologiekritischer Argumentation, das auch in seinen späteren soziologischen Schriften und Vorlesungen ständig wiederkehrt und deutlich macht, was er eigentlich unter einer »immanenten Kritik« verstanden wissen wollte. Ich habe bereits darauf hingewiesen, dass er es abgelehnt hat, von »außen« Maßstäbe der Kritik an seinen Gegenstand anzulegen und diesen dann unter Bezugnahme auf solche externen normativen Vorgaben zu kritisieren. Woher bezog er dann aber seine *eigenen* Maßstäbe der »Kritik«, wie sie unter anderem sowohl in dem der Kulturindustrie gewidmeten Kapitel der *Dialektik der Aufklärung* als auch in seinen beiden Aufsätzen *Beitrag zur Ideologienlehre* und *Theorie der Halbbildung* von 1954 bzw. 1959 zum Ausdruck kommt? Ich möchte das im Folgenden sowohl an seinem Gebrauch des Ideologiebegriffs als auch des Kulturbegriffs verdeutlichen (vgl. zum Folgenden Adorno 1972: 93ff. und 457ff.).

Von »Ideologie« sowie von »Ideologiekritik« kann Adorno zufolge erst dann gesprochen werden, wenn es ein gesellschaftliches *System* gibt, das auf individueller Vertragsfreiheit und gleichen Tauschchancen der ökonomi-

schen Akteure beruht. Diese Bedingung sei erst mit dem Siegeszug der *bürgerlichen* Gesellschaft sowie der mit ihr verbundenen kapitalistischen Form der Vergesellschaftung gegeben. Diese spezifische historische Konstellation ist Adorno zufolge mit der Vorherrschaft des *Liberalismus* identisch und findet deshalb in der klassischen politischen Ökonomie ihren adäquaten Ausdruck, wie sie unter anderem von Adam Smith und David Ricardo entwickelt worden ist. Nicht zufällig habe Marx in seiner Kritik der bürgerlichen Ökonomie auf diese wirtschaftswissenschaftlichen Klassiker Bezug genommen. Denn in ihrem Werk komme eine ökonomische Form der Rationalität zum Ausdruck, die sich der Vorherrschaft des Tauschwertes über den Gebrauchswert und des Kapitals über die Arbeit verdanke. Diese sei ein Ausdruck der Verdinglichung von ursprünglich rein sozialen Verhältnissen, deren historische Entstehung nicht mehr durchsichtig sei.

Ein solches Bewusstsein nannte Adorno im Anschluss an Marx *Ideologie* bzw. »verdinglichtes Bewusstsein«. Dennoch sei es gerade diese Verdinglichung, die es Marx möglich gemacht habe, die dem kapitalistischen System zugrunde liegende »Basisideologie« zu durchschauen. Denn dieses System beruhe selbst auf einer *Abstraktion*, die mit der Vorherrschaft des Tauschwertes über den Gebrauchswerten und der Profitmaximierung über die eigentliche Bedürfnisbefriedigung der Menschen einhergehe. Diese sogenannte »Realabstraktion« bzw. »objektive begriffliche Struktur« der kapitalistischen Ökonomie sei die Voraussetzung dafür, dass es Marx überhaupt möglich war, vermittels einer Kritik der herrschenden ökonomischen Kategorien seiner Epoche eine adäquate Theorie der Gesellschaft auszuformulieren und damit zugleich eine tiefere Einsicht in die »Gesetzmäßigkeiten« der kapitalistischen Epoche zu gewinnen. Es handelt sich dabei um eine *Identitätslogik*, die es möglich mache, »Begriff« und »Sache« so miteinander zu verbinden, dass zugleich die nur scheinbare Rationalität dieses Gesellschaftssystems deutlich wird. Die von Marx in diesem Zusammenhang betriebene immanente Form der Kritik, die sich Adorno voll und ganz zu Eigen gemacht hat, beruht dabei auf folgenden Grundannahmen:

- (1) Die Entstehung der Herrschaft des Kapitals über die Lohnarbeit könne nicht nur mittels der *historischen* Forschung, sondern auch durch eine bestimmte Form der *Darstellung* der zentralen ökonomischen Kategorien der kapitalistischen Epoche rekonstruiert werden. »Dialektik« bezeichnet in diesem Zusammenhang ein an Hegels *Logik* orientiertes Verfahren der Begriffsbildung bzw. Begriffsexplikation, das die »versteinerten« Verhältnisse sowie deren theoretische Abstraktionen zum »Tanzen« bringt.

- (2) Der liberale Kapitalismus ist durch die Annahme gekennzeichnet, dass in ihm die sozialen Verhältnisse zwischen den einzelnen Individuen und Klassen durch Freiheit und Gleichheit geprägt seien. Dies ist nach Ansicht von Marx aber nur ein oberflächlicher »Schein«, der dadurch zustande komme, dass man nur die *Zirkulationssphäre* des Kapitals, nicht aber seine *Produktion* in die Betrachtung mit einbezieht. Ist letzteres der Fall, könne man demgegenüber nachweisen, dass das Verhältnis zwischen Lohnarbeit und Kapital tatsächlich auf einer ökonomischen Ungleichheit und einer Form der Herrschaft beruhe, die in der Lage sei, die mit der kapitalistischen Form der Produktion verbundene Ausbeutung der auf Lohnbasis arbeitenden Klasse zu erklären. Immanent ist diese Form der Kritik insofern, als Marx den Kapitalismus nur an den Maßstäben misst, die im Rahmen der liberalen Phase der bürgerlichen Gesellschaft entwickelt worden sind.
- (3) Der Kapitalismus scheint oberflächlich betrachtet ein zutiefst rationales System zu sein, da er auf der Ausnutzung von friedlichen Tauschchancen beruht und insofern das Verhalten der einzelnen ökonomischen Akteure berechenbar geworden ist. Was sich aus der betriebswirtschaftlichen Perspektive als *rational* darstellt, ist es Marx zufolge in einer volkswirtschaftlichen Perspektive allerdings durchaus nicht. Vielmehr sei dieses ökonomische System in seiner Totalität zutiefst *irrational*, weil es auf einem logischen Grundwiderspruch beruhe, der einen zyklischen ökonomischen Krisenmechanismus in Gang setze, durch den langfristig die Vorherrschaft des Kapitals gegenüber der Arbeit gefährdet sei. Überdies widersprächen auch die ökonomischen Monopolbildungen und die Zentralisation des Kapitals im fortgeschrittenen Kapitalismus, wie sie spätestens um 1900 festzustellen sind, den im Zeitalter des bürgerlichen Liberalismus entwickelten ideologischen und ordnungspolitischen Grundannahmen.

Adorno teilte diese Ergebnisse der Marxschen Ökonomiekritik und stellte in diesem Zusammenhang die Frage, ob unter den Bedingungen des Monopolkapitalismus überhaupt noch jene Form der Ideologiekritik möglich sei, wie sie Marx in Bezug auf die »liberale« Phase der kapitalistischen Entwicklung vorgenommen hatte. Eine indirekte Antwort auf diese Frage gab er nur insofern, als er davon ausging, dass die »Irrationalität« des Gesamtsystems nur noch weiter gestiegen sei, was darauf schließen lässt, dass diese Form der Ideologiekritik für ihn historisch obsolet geworden ist. Denn nur ein ganz bestimmtes Verhältnis zwischen dem ökonomischen Rationalismus und Irrationalismus erlaube es, diesen bürgerlichen »Grundwider-

spruch« zum Gegenstand einer entsprechenden Form der Begriffsbildung zu machen. Existiert aber diese bürgerliche Gesellschaft sowie das mit ihr verbundene antagonistische Verhältnis zwischen Lohnarbeit und Kapital nicht mehr in einem *revolutionstheoretisch* relevanten Sinn, dann ist auch der dem Liberalismus entnommene Maßstab der Gesellschaftskritik gegenstandslos geworden (Adorno 1972: 464ff.; Lichtblau 1978: 376ff.).

In ähnlicher Weise argumentierte Adorno auch in seinem Aufsatz zur *Theorie der Halbbildung* von 1959. Von einer »Halbbildung« kann offensichtlich nur dann gesprochen werden, wenn es einmal eine emphatische Form der *Bildung* gegeben hat. Dies ist Adorno zufolge durchaus der Fall. Denn es sei dem liberalen Bürgertum des ausgehenden 18. Jahrhunderts zu verdanken, dass ein solcher Bildungsbegriff historisch ausformuliert worden ist, der zugleich auf einem entsprechenden bildungsbürgerlichen Verständnis von *Kultur* beruht. Dieses Verständnis von Bildung und Kultur sei insofern zutiefst *ideologisch*, als es völlig von dessen Klassenbedingtheit und der damit verbundenen Form der gesellschaftlichen Arbeitsteilung abstrahiert. Andererseits ermögliche gerade dieses mit dem Aufstieg des Bürgertums entstandene Bildungs- und Kulturideal, den Verfall der Bildung und der Kultur in Gestalt der Halbbildung und der Kulturindustrie ideologiekritisch zu durchschauen. Auch in diesem Fall ist es also eine durch den Liberalismus geprägte Basisideologie, die es überhaupt erst möglich gemacht habe, den zeitgenössischen Verfall der Bildung und Kultur bewusst zu machen. Dies sagt aber nichts darüber aus, welche Art von Kritik den heutigen Verhältnissen überhaupt noch adäquat sein könnte (Adorno 1972: 103ff.). Anders gesprochen: Wenn die Bildung durch die Halbbildung und die Ideologie durch die Kulturindustrie verdrängt wird, dann gibt es keine Hoffnung mehr, dass eine kritische Theorie der Gesellschaft auch heute noch in jener Form einer *immanenten* Kritik möglich ist, wie sie von Adorno im Anschluss an Marx ursprünglich vertreten worden ist.

Adornos Verhältnis zu Marx, Durkheim und Max Weber

Adornos gesellschaftstheoretisches Denken ging von der Annahme aus, dass es eine *Notwendigkeit* gebe, die er nicht im Sinne des naturwissenschaftlichen Gesetzesbegriffs verstanden wissen wollte. Vielmehr schwebte ihm dabei eine Notwendigkeit vor, die sich aus einem objektiv existierenden *ge-*

sellschaftlichen System ergibt. Er sprach in diesem Zusammenhang von »Strukturgesetzen«, um jenen *Zwang* bzw. »Bann« zu kennzeichnen, den die verschiedenen Formen der Vergesellschaftung auf die einzelnen Menschen ausüben. Er machte in diesem Zusammenhang deutlich, dass von der Existenz einer »Gesellschaft« überhaupt erst seit der Entstehung der *bürgerlichen* Gesellschaft gesprochen werden könne, deren »Anatomie« er im Anschluss an Marx in deren »politischen Ökonomie« gegeben sah. Dieser radikale Zeitindex des liberalen Systems hat auch Konsequenzen für die sozialwissenschaftliche Begriffs- und Theoriebildung. Denn nicht für immer und ewig geltende Invarianten sind es, die Adorno zufolge die Entwicklung dieser Gesellschaft bestimmen. Vielmehr seien es *Tendenzen*, die sich aus deren Struktureigentümlichkeiten ergeben und die ihre theoretische Begreifbarkeit von Bedingungen abhängig macht, die selbst dem geschichtlichen Wandel unterliegen.

Das Paradebeispiel für eine solche Entwicklungsdynamik, die über die bestehenden Verhältnisse hinausweist, ist für Adorno dabei das von Marx aufgestellte »Gesetz des tendenziellen Falls der Profitrate«, mit dem dieser den eigentlichen Motor der kapitalistischen Entwicklung entdeckt zu haben glaubte. Adorno grenzte dabei die Entdeckung solcher »Tendenzen« von der Feststellung sogenannter *Trends* ab, wie sie in der empirischen Sozialforschung geläufig ist, da letztere nur »Oberflächenerscheinungen« registrierte, nicht aber Einblicke in die »Strukturgesetzlichkeiten« der kapitalistischen Form der Vergesellschaftung zu geben vermöge. Es muss an dieser Stelle noch einmal ausdrücklich betont werden, dass alles, was Adorno über die moderne Gesellschaft sowie ihre logischen Widersprüche und sozialen Antagonismen gesagt hat, mit der in Marx' *Kritik der Politischen Ökonomie* zum Ausdruck kommenden gesellschaftstheoretischen Prämissen identisch ist. Zumindest in dieser Hinsicht war Adorno ein »orthodoxer« Marxist, auch wenn er immer wieder versucht hatte, diese intellektuelle Erbschaft durch nebulöse Formulierungen zu verschleiern. Auch das von Marx praktizierte Verfahren, durch eine dialektische Darstellung der zentralen Kategorien der »bürgerlichen« Ökonomie eine tiefere Einsicht in die Gesetzmäßigkeiten der kapitalistischen Entwicklung zu gewinnen, hat sich Adorno voll und ganz zu Eigen gemacht (vgl. Braunstein 2011).

In diesem Zusammenhang ist es instruktiv, in welcher Form sich Adorno von der um 1900 als Einzelwissenschaft entstehenden modernen Soziologie abgegrenzt hat, deren Genese nicht zufällig mit dem »Rückbildungsprozess der Gesellschaft«, d.h. in diesem Fall der *bürgerlichen* Gesellschaft,

einhergegangen sei (Adorno 1972: 504). Die dabei feststellbare »sonderbare Theoriefeindlichkeit auch der sogenannten großen soziologischen Entwürfe« (Adorno 2011: 194) hielt ihn dennoch nicht davon ab, sich eingehender mit Emile Durkheim und Max Weber zu beschäftigen. Adorno zufolge sind mit deren Werken zwei völlig verschiedene Konzeptionen von Soziologie verbunden. Denn während Durkheim davon ausgegangen ist, dass es die Soziologie mit sozialen Tatbeständen zu tun habe, die wie »Dinge« aufzufassen seien, versuchte demgegenüber Max Weber alle objektiven sozialen Gebilde zumindest in methodologischer Hinsicht auf den »subjektiv gemeinten Sinn« von Individuen zurückzuführen.

Im Rahmen dieser Kontroverse über die *Verstehbarkeit* des durch den modernen Kapitalismus geprägten gesellschaftlichen Systems stellte sich Adorno auf Durkheims Seite, da dessen Positivismus dem *verdinglichten* Charakter der sozialen Verhältnisse besser gerecht werde als die von Max Weber vertretene Variante der verstehenden Soziologie. Auch Durkheims Auffassung, dass die Gesellschaft einen sozialen *Zwang* auf die Individuen ausübe, der sie zum Konformismus nötige, entspreche der Wahrheit. Nur kritisierte er an der Durkheim-Schule, dass diese ihre theoretischen Grundannahmen primär auf der Grundlage von *ethnologischen* Untersuchungen abzusichern versucht hatte, die auf archaische Stammesgesellschaften bezogen waren. Demgegenüber versuchte Adorno die »Nichtverstehbarkeit« der modernen Gesellschaft durch die eigentümliche Struktur des Kapitalismus zu erklären, der selbst auf begrifflichen Abstraktionen wie dem »Tauschwert« beruhe, die gleichsam einen »natürlichen« Charakter angenommen haben. Adorno forderte in diesem Zusammenhang, diese »Nicht-Verstehbarkeit« in Gestalt einer »Verstehbarkeit zweiten Grades« zu überwinden (ebd.: 129). Letztere war für ihn dabei mit einer »Anstrengung des Begriffs« identisch, d.h. mit einer begrifflichen Analyse der dem modernen Gesellschaftssystem zugrunde liegenden objektiven Widersprüche verbunden.

Auch Adornos Verhältnis zu Max Webers Werk, mit dem er sich ebenfalls intensiv beschäftigt hatte, ist in diesem Zusammenhang instruktiv. Da Max Weber jede Form einer Reifikation der sozialwissenschaftlichen Begriffs- und Typenbildungen strikt abgelehnt hatte, steht die von ihm vertretene *Wissenschaftslehre* in einem entsprechenden Spannungsverhältnis zu der von Adorno im Rahmen seiner gesellschaftstheoretischen Beiträge vertretenen Identität von »Sache« und »Begriff«. »Zur Sache« gehen bedeutete für Adorno insofern etwas anderes, als es Max Weber ursprünglich mit seinem Credo verbunden hatte, dass die kulturwissenschaftlichen Disziplinen zu

den »Wirklichkeitswissenschaften« gehörten. Dies hatten viele Weber-Interpreten dahingehend missverstanden, dass Max Weber damit eine wissenschaftstheoretische Auffassung vertreten habe, die mit dem heutigen Verständnis einer auf statistischen Massendaten beruhenden *Erfahrungswissenschaft* identisch sei. Auch Adorno ist insofern diesem Missverständnis erlegen, als er das Werk von Max Weber der europäischen Tradition des Positivismus zugerechnet hat.⁸ Immerhin nahm er in dieser Hinsicht eine Differenzierung vor, die seinen durchaus reflektierten Umgang mit Webers Werk bezeugt. Denn bereits Adorno war es aufgefallen, dass die von Weber in seinen Vorkriegsschriften betriebene Form einer *universalgeschichtlich* ausgerichteten kulturvergleichenden Soziologie jenem Kanon widerspricht, den dieser im Laufe der Zeit in seinen methodologischen Schriften entwickelt hatte (Adorno 2003d: 203f.; Adorno 2008: 14ff.). Ich kann insofern Adornos Empfehlung, sich die in Webers Werk enthaltene *historische Soziologie* unabhängig von dessen »Wissenschaftslehre« zu Eigen zu machen, nachhaltig unterstreichen.

Auch Adornos Abneigung, Definitionen anstelle von theoretischen Entwürfen zum Ausgangspunkt einer entsprechenden Theoriebildung zu machen, teile ich voll und ganz. Allerdings wird man ohne einen präzisen wissenschaftlichen Sprachgebrauch wohl kaum zur Aufstellung von empirisch überprüfbaren Aussagen bzw. Hypothesen kommen. Und auch Adorno ist es nicht verborgen geblieben, dass es sich Max Weber zumindest im Rahmen seiner *religionssoziologischen* Schriften versagt hat, den seine materialen Analysen leitenden Grundbegriff zu definieren. Denn Weber hatte es im religionssoziologischen Kapitel von *Wirtschaft und Gesellschaft* strikt abgelehnt, bereits zu Beginn eine Definition dessen anzugeben, was er eigentlich unter »Religion« verstehe, da eine solche Definition nur das Resultat einer umfassenden historischen und kulturvergleichenden Untersuchung sein könne (Weber 1972: 245; Weber 2001: 121). In ähnlicher Weise hatte Weber zu Beginn seiner Aufsatzfolge über die *Protestantische Ethik* darauf hingewiesen, dass der Begriff des »kapitalistischen Geistes« nicht vorab definiert werden könne, sondern zuerst anhand eines einschlägigen Beispiels zu veranschaulichen sei und dann erst allmählich begrifflich komponiert werden könne (Weber 1993: 11ff.).

⁸ Unter anderem wies Adorno zum Beispiel in seiner Vorlesung von 1964 darauf hin, »daß Weber in gewissen Grundtendenzen dem Positivismus und damit einer eigentlich antitheoretischen Haltung zuzurechnen sei« (Adorno 2008: 14; vgl. ferner Adorno 1969).

Adornos eigener Umgang mit dem Status von Definitionen in den Sozialwissenschaften ist übrigens nicht ganz frei von Widersprüchen. Denn er hatte sich trotz seiner Zierde, bereits zu Beginn seiner Vorlesungen das anzugeben, was er eigentlich unter *Gesellschaft* verstehe, in mehreren Fällen nicht davor gescheut, diesen Begriff gewissermaßen aus »didaktischen« Gründen unabhängig von entsprechenden eigenen materialen Untersuchungen bereits vorab zu definieren. In dieser Hinsicht unterscheiden sich seine diesbezüglichen Äußerungen durchaus nicht von dem Niveau, das in Georg Simmels *Formaler Soziologie* und in der *Beziehungslehre* von Leopold von Wiese zum Ausdruck kommt. Was Adorno jedoch vor einer solchen »formal soziologischen« Vereinnahmung rettet, ist nicht nur seine »dialektische« Vorgehensweise, sondern auch der Umstand, dass er sich ähnlich wie Habermas über die Bedeutung des historisch-soziologischen Werkes von Max Weber durchaus im Klaren gewesen ist. Es ist insofern kein Zufall, dass Webers Werk mit Ausnahme seiner methodologischen Schriften von den Vertretern des sogenannten »westlichen Marxismus« und der Frankfurter Schule der Soziologie in auffälliger Weise immer wieder zur Kompensation der *eigenen* gesellschaftstheoretischen Defizite in Anspruch genommen worden ist. Der »Erzpositivist« Weber verwandelt sich unter diesen Vorzeichen gleichsam zu einem Kronzeugen, dem man zentrale Aussagen über die Entzauberung der Welt sowie die damit einhergehende gesellschaftliche Rationalisierung und Bürokratisierung entnimmt, obwohl man dabei nach wie vor die eigenen Vorbehalte gegenüber einer solchen angeblich rein »zweckrationalen« Umgestaltung der Welt öffentlichkeitswirksam kultiviert.

Webers historische Soziologie gleichsam gegen den Strich als Beitrag zu einer materialen Gesellschaftstheorie zu lesen, wie dies unter anderem bei Adorno und Habermas der Fall ist, verkennt jedoch, dass man einen ideologiekritischen Prügelknaben nicht gleichzeitig zu einem intellektuellen Gewährsmann für die Kompensation der eigenen gesellschaftstheoretischen Defizite machen kann. In ähnlicher Weise ist Habermas eine Zeit lang übrigens auch mit den von Talcott Parsons und Niklas Luhmann vertretenen Varianten der sozialwissenschaftlichen Systemtheorie verfahren. Ich freue mich als Soziologe deshalb wirklich sehr darüber, dass Habermas inzwischen andere Gesprächspartner für seine eigene diskursive Selbstverständigung gefunden hat, obwohl ich nicht glaube, dass man in Form eines Dialoges mit Joseph Kardinal Ratzinger bzw. Papst Benedikt XVI, John Rawls sowie Charles Taylor jenen Ambitionen näher kommt, die innerhalb

der Frankfurter Schule der Soziologie erstmals mit dem Projekt einer kritischen Theorie der Gesellschaft verbunden gewesen sind.

Adornos Unfähigkeit, eine eigene Gesellschaftstheorie zu entwickeln, kommt auch in seinem berühmten Einleitungsvortrag *Spätkapitalismus oder Industriegesellschaft?* zum Ausdruck, den er auf dem Frankfurter Soziologentag von 1968 gehalten hatte, an dem Habermas leider nicht teilnehmen konnte. Denn jeder, der sich damit etwas ausführlicher beschäftigt hat, weiß, dass nicht Adorno, sondern eine von dem Habermas-Mitarbeiter Claus Offe geleitete Arbeitsgruppe wichtige Anregungen für die Weiterentwicklung einer kritischen Theorie der Gesellschaft gegeben hat, die später unter anderem auch von Ulrich Beck in seinem Buch *Risikogesellschaft* von 1986 wieder aufgegriffen worden sind (Bergmann et al. 1969; Beck 1986). Demgegenüber klangen Adornos diesbezügliche Ausführungen eher resignativ. Zwar ging er kurz vor seinem Tod auch in seiner Einleitung zum *Positivismusstreit in der deutschen Soziologie* noch davon aus, dass, »der Widerspruch im Begriff der Gesellschaft als einer verständlichen und unverständlichen [...] der Motor rationaler Kritik [sei], die auf Gesellschaft und ihre Art Rationalität [...] übergreift« (Adorno 1969: 296). Gleichzeitig wies er aber bereits in seinem Vortrag zum Frankfurter Soziologentag von 1968 darauf hin, dass »parallel zur Rückbildung der Gesellschaft« schon seit langem keine »überzeugende objektive Gesellschaftstheorie« mehr ausgearbeitet worden sei. Als möglichen Grund hierfür gab er in diesem Zusammenhang Folgendes an: »Denkbar, daß die gegenwärtige Gesellschaft einer in sich kohärenten Theorie sich entwindet. [...]. Die Irrationalität der gegenwärtigen Gesellschaftsstruktur verhindert ihre rationale Entfaltung in der Theorie« (Adorno 1972: 359f.).

Adornos Form der immanenten Kritik der bestehenden Verhältnisse beruhte augenscheinlich selbst noch auf identitätslogischen Prämissen, von denen er sich sowohl in seiner *Negativen Dialektik* als auch in seiner *Ästhetischen Theorie* bewusst verabschiedet hatte. Wenn er in seiner 1960 in Frankfurt gehaltenen Vorlesung *Philosophie und Soziologie* Max Weber vorwarf, dass bei diesem die »A-Theorie« bzw. die »Anti-Theorie« zur Theorie geworden sei (Adorno 2011: 194), so trifft dies im Grunde genommen auch auf den Soziologen Adorno selbst zu. Welche Konsequenzen hat dies jedoch für die ursprünglich von ihm favorisierte Form der Gesellschaftstheorie? Ich kann dazu nur sagen, dass sich diesbezüglich nicht nur Adorno auf einen Holzweg begeben hat, den wieder zu verlassen auch ihm sichtlich schwer gefallen ist.

Die Zukunft der Theorie

Neben der von Claus Offe geleiteten Arbeitsgruppe gab es auf dem Frankfurter Soziologentag von 1968 noch einen weiteren bemerkenswerten Vortrag, der in der Folgezeit zu einem kometenhaften Aufstieg des Referenten geführt hat. Es handelt sich dabei um Niklas Luhmann, der dort vor einem spärlichen Publikum über *Moderne Systemtheorien als Form gesamtgesellschaftlicher Analyse* gesprochen hatte (Luhmann 1969). Sichtlich beeindruckt, hatte ihn Adorno erfolgreich zu seiner Vertretung in der akademischen Lehre im Wintersemester 1968/69 eingeladen, die Luhmann gern annahm und über deren konkrete Begleitumstände vor einiger Zeit sein damaliger Assistent Otthein Rammstedt berichtet hat (Rammstedt 1999). Worüber Luhmann vor einem handverlesenen Publikum sprach bzw. »las«, zu dem unter anderem auch Gerhard Preyer und Alexander Kluge gehörten, weiß im Rückblick heute keiner mehr so ganz genau. Auch im Frankfurter Universitätsarchiv sowie im Archiv des Instituts für Sozialforschung sind bisher nur Unterlagen gefunden worden, welche die administrativen Grundlagen zur Bestellung von Luhmann als Adorno-Vertreter zum Gegenstand haben. Die diesbezüglichen Vermutungen innerhalb der oral history gehen in die Richtung, dass Luhmann in diesem Zusammenhang ein Seminar über »Vertrauen« oder ein Seminar über »Liebe als Passion« oder gar einen systemtheoretischen Rundumschlag veranstaltet haben könnte, in dem er unter anderem auch über das Vertrauen, die Liebe sowie alles Mögliche gesprochen hat.⁹

⁹ Otthein Rammstedt beschrieb die damalige Situation in Frankfurt folgendermaßen: »Im Winter 1968/69 vertrat Niklas Luhmann Theodor Adorno. Wir führen 14-tätig montags nach Frankfurt. Der Vorlesungsbetrieb war in jenem Winter zusammengebrochen, das Institut für Soziologie geschlossen, Adorno und Habermas galten den Studenten als ausgesperrt. Luhmanns Vorlesung fand vor gut 20 Studenten statt, die sich im großen Vorlesungssaal, 2. Etage des Hauptgebäudes, verloren; fast die gleiche Gruppe fand sich zu den Seminaren im Institut, das diese Studenten eigens für diese Veranstaltung aufschlossen. Hoch motiviert folgte man Luhmanns Ausführungen zur Systemtheorie, die im Adorno-Umfeld generell seit je abgelehnt wurde, da sie mit den Pattern an der Oberfläche hängen bleibe und damit die Funktion der Soziologie, kritisch Gesellschaft zu analysieren, d.h. zu ihrem Wesen vorzudringen, nicht erfülle. Die Frankfurter Studenten erwarteten daher von der Systemtheorie, dass sie ihnen als Rüstkammer in der Auseinandersetzung mit der Kritischen Theorie, vor allem mit Adorno und Habermas dienen möge« (Rammstedt 1999: 17). Welches genau die Themen von Luhmanns Frankfurter Lehrveranstaltungen waren, konnte mir leider auch Otthein Rammstedt nicht sagen, da

Anlässlich dieses Frankfurter Lehrauftrages hat auch Jürgen Habermas Kontakt mit Luhmann aufgenommen und ihn im Sommersemester 1969 zu einem seiner eigenen Seminare eingeladen. Entstanden ist daraus der sogenannte »Habermas/Luhmann-Streit«, der seit dem 1971 erschienenen und von Habermas und Luhmann gemeinsam verfassten Buch *Theorie der Gesellschaft oder Sozialtechnologie – Was leistet die Systemforschung?* für einige Jahre die akademische Welt in »diesem unseren Lande« zu erregen vermocht hatte (Habermas, Luhmann 1971). Die sogenannte »Frankfurter Schule der Soziologie« ist zumindest im Fall von Habermas dabei zeitweise einer Variante der sozialwissenschaftlichen Systemtheorie auf dem Leim gegangen, die nicht gerade für einen seriösen wissenschaftlichen Umgang mit gesellschaftstheoretischen Problemen steht.¹⁰ Es ist insofern kein Zufall, dass sich Habermas schon bald wieder von dieser unglückseligen Liaison mit der Luhmannschen Variante der Systemtheorie befreit und sich im Laufe der Zeit gänzlich von seiner eigenen soziologischen Vergangenheit verabschiedet hat. Felicia Herrschaft und ich haben ihm im Rahmen des von mir geleiteten Lehrforschungsprojektes »Soziologie in Frankfurt« 2008 die Frage gestellt, ob seine zunehmende Abwendung von der Soziologie primär auf den Umstand zurückzuführen sei, dass er nach seiner Rückkehr aus Starnberg fortan an einem *philosophischen* Institut in Frankfurt tätig war. Wir haben ihn in diesem Zusammenhang gefragt, ob es dafür nicht auch noch andere Gründe gibt: »Wir denken dabei zum Beispiel an Ihre diesbezügliche Aussage im Rahmen Ihres Beitrages zur Ringvorlesung »Wissenschaftsgeschichte seit 1900«, die im Wintersemester 1989/90 an der Universität Frankfurt stattfand und in der Sie die Meinung vertreten haben, daß Sie sich die Weiterentwicklung einer kritischen Theorie der Gesellschaft inzwischen auch außerhalb des Fachs Soziologie vorstellen können.

diesbezüglich angesichts der damals stürmischen Lage im Wintersemester 1968/69 offensichtlich keine entsprechenden Aufzeichnungen erhalten geblieben sind.

- 10 Symptomatisch hierfür ist die diesbezüglich schonungslose Aufrichtigkeit zweier überzeugter Luhmannianer: »Trotz ihrer überragenden Erkenntnisse wird die [Luhmannsche] Systemtheorie heute vor allem international kaum ernst genommen und sogar abgelehnt, da sie als inkompatibel mit den sozialtheoretischen Annahmen vieler Sozialwissenschaftler gilt« (Farias, Jung 2011: 57). Die Gründe hierfür würde man gern erfahren und sie wären auch ein geeigneter Gegenstand für eine ausführliche soziologiegeschichtliche Untersuchung dieses rätselhaften Phänomens.

Und wenn ja, in welchen Disziplinen könnte dies angesichts der »gegenwärtig etwas chaotischen Gemengelage« heute der Fall sein?«¹¹

Seine uns in jeder Hinsicht überraschende Antwort auf diese Gretchenfrage lautete, dass man die »Kontingenzen« einer akademischen Lebensgeschichte nicht unterschätzen solle und dass zu viel »Sinnhuberei« ohnehin in die »Irre« führen würde.¹² Wäre es nicht Aufgabe einer *kritischen* Theorie, solche Kontingenzen in »Komplexität um[zu]definieren«, um so die *objektive Möglichkeit* zu ergreifen, »die Geschichte ihrer blinden Zufälligkeit zu entreißen«? (Luhmann 1969: 256; Adorno 2003a: 46f.).

Literatur

- Adorno, Th. W. 1969: Einleitung. In Th. W. Adorno, R. Dahrendorf, H. Pilot, H. Albert, J. Habermas, K. R. Popper, *Der Positivismusstreit in der deutschen Soziologie*. Neuwied und Berlin: Hermann Luchterhand Verlag, 7–79.
- Adorno, Th. W. 1972: *Soziologische Schriften I*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Adorno, Th. W. 1993: Einleitung in die Soziologie. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Adorno, Th. W. 2003a [1940]: Über das Problem der individuellen Kausalität bei Simmel. In R. Tiedemann (Hg.), *Frankfurter Adorno-Blätter VIII*, Göttingen: Wallstein Verlag, 42–59.
- Adorno, Th. W. 2003b: Theorie der Gesellschaft. Stichworte und Entwürfe zur Vorlesung 1949/50. In R. Tiedemann (Hg.), *Frankfurter Adorno-Blätter VIII*, Göttingen: Wallstein Verlag, 111–142.
- Adorno, Th. W. 2003c [1954]: Gesellschaft. Erste Fassung eines *soziologischen Exkurses*. In R. Tiedemann (Hg.), *Frankfurter Adorno-Blätter VIII*, Göttingen: Wallstein Verlag, 143–150.
- Adorno, Th. W. 2003d [1968]: Einleitung in die Soziologie. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Adorno, Th. W. 2008 [1964]: *Philosophische Elemente einer Theorie der Gesellschaft*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Adorno, Th. W. 2011 [1960]: *Philosophie und Soziologie*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

11 Brief von Felicitas Herrschaft und mir an Jürgen Habermas vom Februar 2008. Habermas hatte an dieser Ringvorlesung mit einem Vortrag über die Soziologie in der Weimarer Republik teilgenommen. Die »gegenwärtig etwas chaotische Gemengelage« wurde nach Habermas (1992: 53) zitiert.

12 Habermas, Brief vom 21. Februar 2008, S. 4.

- Beck, U. 1986: Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Bergmann, J., Brandt, G., Körber, K., Mohl, E. Th., Offe, C. 1969: Herrschaft, Klassenverhältnis und Schichtung. In Th. W. Adorno (Hg.), Spätkapitalismus oder Industriegesellschaft? Verhandlungen des 16. Deutschen Soziologentages vom 8. bis 11. April 1968 in Frankfurt am Main. Stuttgart: Enke, 67–87.
- Braunstein, D. 2011: Adornos Kritik der politischen Ökonomie. Bielefeld: transcript.
- Farias, I., Jung, A. 2011: Luhmann im Dialog. WZB-Mitteilungen 134, 56–57.
- Forst, R., Günther, K. 2011: Die Herausbildung normativer Ordnungen. Zur Idee eines interdisziplinären Forschungsprogramms. In R. Forst, K. Günther (Hg.), Die Herausbildung normativer Ordnungen. Interdisziplinäre Perspektiven. Frankfurt am Main: Campus, 11–30.
- Habermas, J. 1992: Soziologie in der Weimarer Republik. In H. Coing, L. Gall, J. Habermas, N. Hammerstein, H. Markl, W. J. Mommsen, Wissenschaftsgeschichte seit 1900. 75 Jahre Universität Frankfurt. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Habermas, J., Luhmann, N. 1971: Theorie der Gesellschaft oder Sozialtechnologie – Was leistet die Systemforschung? Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Herrschaft, F. 2010: Die Lehrgestalt der Frankfurter Soziologie in den 1950er und 1960er Jahren – Theorie und Praxis. In F. Herrschaft, K. Lichtblau (Hg.), Soziologie in Frankfurt. Eine Zwischenbilanz. Wiesbaden: VS, 223–238.
- Honneth, A. 1989: Kritik der Macht. Reflexionsstufen einer kritischen Gesellschaftstheorie. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Honneth, A. 2007, Pathologien der Vernunft. Geschichte und Gegenwart der Kritischen Theorie. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Joas, H., Honneth, A. (Hg.) 1986: Kommunikatives Handeln. Beiträge zu Jürgen Habermas' »Theorie des kommunikativen Handelns«. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Kaube, J. 2009: Die Ideengeschichte der Bundesrepublik als Konfliktgeschichte. Frankfurter Allgemeine Zeitung, 24. Juni 2009, N 3–4.
- Koolwaay, J., Lichtblau, K. 2010: Chronik zur Geschichte der Soziologie in Frankfurt. In F. Herrschaft, K. Lichtblau (Hg.), Soziologie in Frankfurt. Eine Zwischenbilanz. Wiesbaden: VS, 509–519.
- Lichtblau, K. 1978: Theorie der bürgerlichen Gesellschaft. Zum Verhältnis von Ökonomie, Recht und Politik. Gießen: Focus Verlag.
- Luhmann, N. 1969: Moderne Systemtheorien als Form gesamtgesellschaftlicher Analyse. In Th. W. Adorno (Hg.), Spätkapitalismus oder Industriegesellschaft? Verhandlungen des 16. Deutschen Soziologentages vom 8. bis 11. April 1968 in Frankfurt am Main. Stuttgart: Enke, 253–266.
- Nassauer, K. 1964: Zwischen Liberalismus und Sozialismus. Zum 100. Geburtstag des Soziologen Franz Oppenheimer am 30. März. Frankfurter Rundschau, 26. März 1964, 12.

- Oppenheimer, F. (1928): *Richtungen der neueren deutschen Soziologie. Drei Vorträge*, gehalten am 1. bis 3. Mai 1928 an der University of London, School of Economics. Jena: Verlag von Gustav Fischer.
- Rammstedt, O. 1999: In Memoriam: Niklas Luhmann. In Th. W. Bardmann, D. Baecker (Hg.), »Gibt es eigentlich den Berliner Zoo noch?« Konstanz: UVK, 16–20.
- Simmel, G. 1992 [1908]: *Soziologie. Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Weber, M. 1972: *Wirtschaft und Gesellschaft. Grundriß der verstehenden Soziologie*. Tübingen: Mohr-Siebeck Verlag.
- Weber, M. 1993: *Die protestantische Ethik und der »Geist« des Kapitalismus*. Textausgabe auf der Grundlage der ersten Fassung von 1904/05 mit einem Verzeichnis der wichtigsten Zusätze und Veränderungen aus der zweiten Fassung von 1920. Herausgegeben und eingeleitet von K. Lichtblau und J. Weiß. Bodenheim: Athenäum, Hain, Hanstein.
- Weber, M. 2001: *Wirtschaft und Gesellschaft. Die Wirtschaft und die gesellschaftlichen Ordnungen und Mächte. Nachlaß. Teilband 2: Religiöse Gemeinschaften*. Tübingen: Mohr-Siebeck Verlag.

Veränderungen in der Mitgliedschaft

Neue Mitglieder

Dipl.-Soz. Felix Albrecht, Karlsruhe
Dipl.-Soz.Wiss. Susanne Beer, Essen
Dr. Oliver Bidlo, Essen
Dr. Claudia Bogedan, Düsseldorf
Stefanie Büchner, M.A., Potsdam
Daniel Bultmann, M.A., Hamburg
Sonja Buschka, M.A., Hamburg
Dr. Miriam K. Damrow, Jena
Prof. Dr. Marianne Egger de Campo, Berlin
Silke Frischmuth, Göttingen
Dr. Anne-Laure Garcia, Potsdam
Dipl.-Soz.wiss. Cornelia Gresch, Berlin
Dipl.-Soz. Andreas Gefken, Hamburg
Dr. phil. Silke Gülker, Berlin
Prof. Dr. Heike Herrmann, Fulda
Dipl.-Soz. Alice Jockel, Darmstadt
Dipl.-Soz.wiss. Milena Jostmeier, Dortmund
Dr. des. Sina-Mareen Köhler, Hannover
Dr. phil. Tomke König, Bielefeld
Eva König-Werner, Bremen
Dr. Rabea Krätschmer-Hahn, Frankfurt am Main
Friedolin Krentel, Gießen
Dipl.-Päd. Florian Kiuppis, Berlin
Uta Christina Lehmann, M.A., Osnabrück
Prof. Dr. Simone Leiber, Düsseldorf
Dr. Thomas Lenz, Walferdange (L)
Dipl.-Soz. Rebekka Macht, Berlin
Dipl.-Psych. Moritz Niehaus, Wiesbaden
Dipl.-Soz.wiss. Tim Obermeier, Remagen
Guido Oemmelen, M.A., Neuss
Dr. Fran Osrecki, Osnabrück
Dipl.-Soz. Ina Otte, Basel (CH)
Dipl.-Päd. Mandy Schöne, Ronsdach (CH)
Dr. rer. pol. Sabine Ritter, Bremen

Dipl.-Soz. Vivien Sommer, Chemnitz
Michael Staack, M.A., Göttingen
Prof. Dr. Carsten Stark, Gelsenkirchen
Dipl.-Soz. Florian Süssenguth, München
Sarah Tischer, B.A., Hamburg
Dr. Winfried Witjes, Dortmund

Neue studentische Mitglieder

Nina Ermlich, Wuppertal
Jacqueline Klesse, Siegen
Sebastian Kurtenbach, Bochum
Christian Leineweber, Darmstadt
Moritz Panning, Potsdam

Austritte

Prof. Dr. Hanne-Margret Birckenbach, Hamburg
Noelle Brandl, Steinfeld
Dipl.-Volkswirtin Friederike Damm-Feldmann, Bramsche
Teresa Friesinger, München
Dr. Dieter Fröhlich, Wijckel
Stefanie Goy, M.A., Jena
Prof. Dr. Ansgar Häfner, Pforzheim
Dr. Christian Hartmann, Hannover
Marina Henn, Bad Vilbel
Dr. Inga Höhne, Düsseldorf
Jan Kalies, Jena
Petra Laimer, M.A., Wien
Prof. Dr. Alexandra Manzei, Berlin
Philipp Möller, M.A., Nürnberg
Karolin Moser, Jena
Prof. Dr. Bruno W. Nikles, Ratingen

Verstorben

Dr. Rolf Fechner, Klagenfurt

Sektion Kulturosoziologie

Bericht über die Jahrestagung »Soziologie als Kulturosoziologie: Was bleibt vom Werk Friedrich H. Tenbrucks?« vom 22. bis 24.9.2011 in Koblenz

Es gibt wenige Soziologen, die so anekdotenanfällig sind wie Friedrich H. Tenbruck. Kaum eine Runde, in der sein Name fällt, aus der nicht eine Geschichte zwischen kultivierter Kauzigkeit und brillant-bösartiger Provokation sprießt. Wer aus Anekdoten seinen Honig saugt, der war auf der Jahrestagung der Sektion Kulturosoziologie gut versorgt. Sie hatte sich zur Aufgabe gemacht, die Themen und Etappen der Werkentwicklung zu sichten, den roten Faden aufzuspüren und alles, was aufzugreifen lohnt, zu sichern.

Im Zentrum des ersten Nachmittags stand Tenbrucks »hinterlassenes Hauptwerk«, die 1986 widerwillig publizierte Habilitationsschrift *Geschichte und Gesellschaft*. Diesen Skrupeln nahm Alois Hahn die Spitze, indem er auf die Affinitäten zur Systemtheorie hinwies. Niklas Luhmann hatte 1986 *Geschichte und Gesellschaft* rezensiert und auf das Tenbrucksche Dreierschema primitive Gesellschaft, Hochkultur, moderne Gesellschaft verwiesen. Hahn zeigte, dass die Liste der Merkmale stratifizierter Gesellschaften bei Luhmann wiederzufinden sei, vor allem die Überlegungen zum Verhältnis zwischen Zentrum und Peripherie. Luhmanns eigene These von der Zentrumslosigkeit der modernen Gesellschaft knüpfte an Tenbrucks Überlegungen von der räumlichen und systemischen Funktion der Zentrum-Peripherie-Ordnung an.

Cornelia Bohn griff die Spur auf, indem sie einige Aspekte fokussierte, die bei Tenbruck nicht entwickelt seien. Der Ertrag von *Geschichte und Gesellschaft* sei eine nach Typen deklinierte Differenztheorie, deren wissenssoziologische Seite nicht unterschlagen werden dürfe, denn Geschichte ergibt sich bei Tenbruck als typenabhängiges Wissen. Bohn zeigte, dass Tenbrucks Gesellschaftsbegriff von einem territorialen Verständnis herrühre, im Kern also selbst dem Typus der Hochkultur zuzuordnen sei. Diese Semantik sei mit Luhmanns Begriff der Weltgesellschaft in Richtung des Typs moderne Gesellschaft transzendiert. Aufgrund dieser Blindstelle habe Tenbruck das Potential der modernen Medien nicht gesehen.

Joachim Fischer erweiterte den Vergleichsrahmen, indem er dem von Tenbruck gestreuten Verdacht nachging, wesentliche Inhalte von *Geschichte und Gesellschaft* seien im Klassiker von Berger/Luckmann *Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit* zu finden. Fischer verwies den Plagiatsvorwurf in den Bereich der Neurosen, um den Weg für die Frage nach der sachlichen Parallelität freizumachen. Er positionierte sie im Streit um die Rollentheo-

rie. Obgleich beide Werke mit der historischen Soziologie hier, dort der Wissenssoziologie einen unterschiedlichen Rahmen zögen, seien die Gemeinsamkeiten nicht zu übersehen: Beide sind atlantisch, nicht gaullistisch, und beide hätten ihre Grundlagen in der Philosophischen Anthropologie. Das Zerwürfnis zwischen Tenbruck und Luckmann speise sich deshalb nicht aus der Differenz, sondern aus übergroßer Nähe.

Die atlantische Seite arbeitete anschließend *Andreas Göbel* heraus. Wer Tenbruck nur aus der späten Kultursoziologie kenne, dem falle in *Geschichte und Gesellschaft* die klare Priorität der Struktur auf. Im Kontrast zur späteren Rezeption der neokantianischen Wissenschaftstheorie sei *Gesellschaft* hier einfach da, während der Kulturbegriff weitgehend in der Rollentheorie aufgehe. Letztlich argumentiere Tenbruck hier mit Parsons gegen Dahrendorf: nicht der Konflikt, das Ordnungsmodell dominiert Gesellschaftsformen. Tenbrucks Gesellschaftstypen müssten in diesem Sinne als »objektive Grundformen des Daseins« verstanden werden.

Mit dieser Diskussion war ein im Weiteren vieldiskutiertes Motiv angeschlagen: Die Frage nach den Brüchen in Tenbrucks Werkentwicklung. Sein Verhältnis zu Max Weber, so *Johannes Weiß*, sei von einer zweifachen Wende gekennzeichnet, stets umgekehrt proportional zu seinem Verhältnis zur Normal-Soziologie. Tenbrucks Vorwurf gegen Dahrendorf sei auch mit Simmel gegen Weber gerichtet. Am Ende des Genesis-Aufsatzes schrieb Tenbruck, Weber habe uns nichts mehr zu sagen. Diese Kritik sei dann von einer vertieften Auseinandersetzung mit Webers Werk abgelöst worden. Erst danach sah Tenbruck in der Verstehenden Soziologie ein Mittel, Reste der geschichtlich-sozialen Welt einer Entzauberung durch die Herrschaft des nomologischen Wissens zu entziehen. Tenbruck, so endete Weiß, sei kein Antisoziologe, sondern ein Korrektor einseitiger Fachentwicklungen.

Im Anschluss zog *Harald Homann* die Linie von der Habilitation über die Weber-Lektüre zur Wirkungsgeschichte. Ausgangspunkt Tenbrucks sei die Suche nach einer Gesellschaftstheorie. Der Kulturbegriff war in diesem Kontext theoretisch unterbestimmt, aber als innere Repräsentation der sozialen Strukturen wesentlich. Deshalb die Suche nach näherer Bestimmung bei Weber. Ergebnis davon sei, so Homann, ein erfolgreiches Agenda-Setting in der Weber-Forschung, angefangen bei der Suche nach der thematischen Einheit des Werkes über die Textgestalt von *Wirtschaft und Gesellschaft* bis hin zu Radkaus Weber-Biographie.

Karl-Siegbert Rehberg erinnerte daran, dass Tenbruck sich stets dagegen gewehrt habe, *Die unbewältigten Sozialwissenschaften* als eine Anti-Soziologie zu

interpretieren. Rehberg zeigte mit subtiler Distanz, dass der Kampf um die politisch-sozialen Wirkungen der Soziologie das Fach von Beginn an begleitete, positiv in überschießenden Hoffnungen, negativ im Verdacht, soziale Wirklichkeit zu zersetzen. Tenbruck habe die Gründung einer eigenen soziologischen Gesellschaft geplant, eine Initiative, die unter dem Einfluss Wolfgang Lipps zur Sektion Kulturosoziologie führte. Beiden sei es um die Rettung eines kultivierten und reflektierten Arbeitszusammenhangs gegen einen generalisierten Marxismus gegangen.

Im Anschluss stellte *Volker Kruse* die These auf, *Die unbewältigten Sozialwissenschaften* sei ein von Beginn an überholtes Buch. Als es 1984 erschien, war der Höhepunkt sozialwissenschaftlicher Planungsphantasien längst durch die Ära ökonomistischer Steuerung abgelöst. In der Soziologie herrschte Katzenjammer, Joachim Matthes hatte öffentlich die Stagnation auf mittlerem Niveau als Ablösung der Omnipotenzphantasien beklagt. Die Stoßrichtung von Tenbrucks Buch sei deshalb nicht gegen die Soziologie gerichtet, sondern gegen einen bestimmten fatalistischen Denkstil in ihr, der sich aus der »Kultur der Niederlage« ergeben und in der Soziologie nur objektiviert habe.

Welche anregende Wirkung Tenbrucks Religionssoziologie heute noch haben kann, führte *Martin Petzke* vor. Da quantitative empirische Sozialforschung besonders reduktionistisch vorgehen müsse, kenne man spätestens seit Kinsey den Effekt der Realitätserzeugung über Statistik. Tenbruck habe in seinem Aufsatz *Die Religion im Maelstrom* die Reflexion über die religiöse Entwicklung an die Begriffsgeschichte gebunden. Petzke zeigte, dass die globale, quantitative Beobachtung von Religion im Kontext der us-amerikanischen Mission entstanden sei, diese Mission aber selbst auf rasche Bekehrungserfolge verengt habe.

Ausgehend von Tenbrucks Beitrag zur Bergstraesser-Festschrift von 1962 verknüpfte *Günter C. Behrmann* Werkentwicklung und Biographie. Ins Blickfeld gerieten die frühen 50er Jahre, wo Tenbruck in Marburg als Mitarbeiter der HICOG eine Konferenzreihe zum Studium Generale organisierte. Die Spuren der Hochschulstudie, die er gemeinsam mit anderen Mitarbeitern des IfS durchgeführt hatte, finden sich in Tenbrucks Bildungssoziologie: Bildung gilt ihm als die zentrierende Idee einer dezentrierten Gesellschaft, und die Wissenschaft setzt sie in Lebensform um. Nicht die Spezialisierung, die Funktionalisierung der Wissenschaft erschien Tenbruck als Problem, weil sie zur Durchsetzung einer rein instrumentellen Vernunft führe. Soziologie könne diesen Nexus durchbrechen und einen weltvermittelnden Horizont eröffnen.

Im Anschluss daran skizzierte *Roland Eckert* den Stellenwert von Tenbrucks Jugendsoziologie aus einer pointierten Zusammenfassung der Fachentwicklung. Tenbrucks theoretischer Bezugshorizont lag hier ebenfalls in der amerikanischen Soziologie: aus Robert Redfields ethnologischer Strukturtheorie, verknüpft mit Elementen des symbolischen Interaktionismus und in Parallele zu Colemans Studien entwickelte Tenbruck eine genial-einfache Theorie der Sozialisation in eigener Regie. Eckert zeichnete weiter die Wirkungsgeschichte dieser Idee nach, die neben der Mediensozialisationsforschung und der Frage nach der Puerilisierung der Gesamtkultur heute vor allem zur Frage führe, ob und inwiefern in den dominierenden Cliquen Selbstsozialisation stattfinde.

Zum Beginn des nächsten Blockes zeichnete *Bernhard Schäfers* eine detaillierte Skizze der Erwartungen, die man in den 60er und 70er Jahren mit dem Begriff der Planung verband. In der Soziologie hat das Thema eine lange Tradition, die auf Saint-Simon zurückreicht und in West und Ost große Hoffnungen auf die organisierte Verfügung über Handlungsabläufe weckte. In den beiden genannten Dekaden, so Schäfers, hatte die Soziologie Chancen zur Mitwirkung an zentralen politischen Prozessen. Tenbrucks *Zur Kritik der planenden Vernunft* von 1972 goss Essig in diesen Wein, ohne das soziologische Argument aufzugeben. Bereits hier zeichne sich seine Kritik an der anwendungsorientierten Entwicklungslinie der Disziplin ab.

Manfred Prisching analysierte im Anschluss den Argumentationsverlauf der Planungskritik. Tenbruck argumentiere gegen die Rationaltheorie mit einer Theorie der Bedürfnisdynamik, die anthropologisch und zeitdiagnostisch formuliert sei. Die Folgerung, nämlich eine Option auf Planungsverzicht, sei allerdings weit weniger erfolgreich vorgetragen als Hayeks Planungssubstitution durch Institutionen. Zwei Erkenntnisse ließen sich jedoch auch heute noch fortschreiben: Glück kann kein Anspruch gegenüber der Gesellschaft sein und Wirklichkeitsbewältigung lässt sich nicht planen.

Im letzten Teil der Tagung wurde Tenbrucks Zeitdiagnostik verhandelt. *Arnold Zingerle* erinnerte an die stürmische Aufnahme, die Tenbrucks Artikel *Der Traum der säkularen Ökumene* Ende der 80er Jahre in Italien gefunden hatte. Die Entwicklungsländer, so das Argument, seien zu einem guten Teil Produkt der Entwicklungspolitik, in der keineswegs ein »kultureutraler«, universalistischer Impuls der Menschheit zum Ausdruck komme, sondern sich das amerikanische Selbstverständnis und Sendungsbewusstsein institutionalisiert habe.

Am Ende skizzierte *Clemens Albrecht* am Beispiel von Tenbrucks begleitender Analyse der bundesdeutschen Geschichte Grundlinien seiner Zeitdiagnostik. In ihrer wirklichkeitswissenschaftlichen Ausrichtung stehe sie zum einen im Gegensatz zur geschichtsphilosophischen Linie des technokratischen Konservatismus, zum anderen aber unvermutet auch gegenüber der Kulturkritik, von der sich Tenbruck als politischer Moralist abgrenze. Es könnte fruchtbar sein, Tenbrucks These vom fortschreitenden Ideologiedefizit moderner Gesellschaften, die sich 1968 gegen links wandte, heute an den neoliberalen Theorien fortzuspinnen.

Die Frage: »Was bleibt?« wies somit über's Anekdotische hinaus. Vor allem die kritische Rückbindung soziologischer Begriffe und Wirklichkeitsdeutungen auf ihre eigenen Folgen im Handlungskontext soziologiegeleiteter Subjekte und Kollektive bietet ein Reflexionspotential, das bei weitem noch nicht ausgeschöpft ist.

Clemens Albrecht

Sektion Land- und Agrarsoziologie

Jahresbericht 2010

Ländliche Räume erfreuen sich seit einiger Zeit eines neuen Interesses. Wissenschaft und Öffentlichkeit nehmen Veränderungsprozesse in sehr unterschiedlicher und vielseitiger Weise wahr. Deutlich wird dabei, dass »Ländlichkeit« sich je nach Blickwinkel der Betrachtenden sehr heterogen darstellt. Aktuell widmen sich auch vielzählige nationale und internationale Kunstprojekte den ländlichen Lebensverhältnissen und/oder dem landwirtschaftlichen Alltag, oder sie präsentieren hochrangige Kunstwerke im dörflichen Umfeld.

Insbesondere die entlegenen ländlichen Regionen erfahren augenblicklich hohe Aufmerksamkeit, denn der demographische Wandel hat hier, begleitet von unbewältigtem Strukturwandel und hoher Arbeitslosigkeit, das Bild vieler Dörfer besonders deutlich verändert. Nahezu unbemerkt führt der Verlust öffentlicher Infrastruktur nicht nur zu einer Einschränkung an Zugangschancen und gesellschaftlicher Teilhabe der Bewohner, sondern auch zu einer Aushöhlung des öffentlichen Lebens. Denn dort, wo Treffpunkte fehlen, kommt öffentliche Kommunikation zusehends zum Erlie-

gen. Das Grundbedürfnis nach Kommunikation aber bleibt, und es stellt sich die Frage, in welchen (neuen) Strukturen begegnen sich heute BürgerInnen in ländlichen Räumen? Fragen, mit denen sich Politiker, Planer und Wissenschaftler seit langem analytisch und aktionistisch befassen, werden gegenwärtig von KünstlerInnen aufgenommen. Wie thematisiert aber Kunst das Dorf als Lebens- und Zukunftsraum? Wie arbeiten die Projekte mit den gesellschaftlichen Wandlungsprozessen? Wie wirkt Kunst in dieser dörflichen Öffentlichkeit? Kann Kunst als »Leitsystem zum Neuen« dienen?

So hat sich die Sektion Land- und Agrarsoziologie in einer Nachmittagsitzung während des DGS-Kongresses 2010 in Frankfurt die Aufgabe gestellt, SoziologInnen und KünstlerInnen zu einem gemeinsamen Diskurs über die Rolle der (bildenden) Kunst im ländlichen Raum zusammenzubringen. Das Museum für Moderne Kunst bot den idealen Raum, um neben Vorträgen auch über die mitgebrachten Installationen, Videos und Aktionen von *Schiffers/Sprenger* (Berlin), *Karl-Heinz Laufs* (Heinsberg), *hoelb/hoeb* (Wien), *Reinigungsgesellschaft* (Dresden) und anderen ins Gespräch zu kommen. Neu ist nicht, dass sich KünstlerInnen auf's Dorf begeben und dort Kunst produzieren, sondern dass verstärkt partizipative Methoden eingesetzt werden, die mit den BewohnerInnen »Kunst im Dorf« – so der Hinweis von *Doris Koch* (Berlin) in ihrem Vortrag – entstehen lassen. Auch die beiden folgenden Vorträge von *Rolf Wücker* (Berlin) und *Marlen Schröder* (Rostock) legten dar, wie es gelingen kann, durch partizipative Kunst dörfliche Mitwirkungsprozesse in Gang zu setzen, denn Kunst schafft Aufmerksamkeit und Begegnungsmöglichkeiten! Kunstprojekte erlauben – innerhalb und außerhalb des Dorfes – neue Sichtweisen auf ländliche Räume, so dass Plattformen für Diskussionen über Kunst und gesellschaftliches Zusammenleben entstehen, die auch zu widersprüchlichen Reaktionen herausfordern. Geleitet von der Frage »Identitätsmotor Kunst?« zeigte *Heide Inbetween* (Sulzbürg/Göttingen) entlang der Prozesse rund um die Instandsetzung eines verfallenen jüdischen Friedhofs in Bayern, die fließende Grenze zwischen Handwerk und Kunst, zwischen Vergangenheit und Gegenwart, zwischen kulturellem Erbe und lokaler Identität. *Nils Franke* (Hamburg) hob besonders auf die raumstrukturierende und -markierende Kraft der Kunst ab, denn Kunstwerke stellen die üblichen Nutzungsformen wie beispielsweise durch die Landwirtschaft zur Disposition und öffnen so den Blick für neue (Nutzung-)Optionen. Ausgehend von der Frage was Kunst leisten soll, beschrieb *Barbara Steiner* (Leipzig) in ihrem Vortrag, wie Kunst letztlich gesellschaftliche Ausfallerscheinungen kurieren soll. Kunst wird

dann gerufen, wenn alle anderen Quellen bereits versiegt sind, der Staat sich zurückgezogen hat und das Bürgerengagement schwächelt. Die Kunst soll dann mit kleinsten Mitteln in wenigen Wochen wahre Wunder vollbringen – Abwanderung stoppen, endogene Potentiale wecken und den Dorfplatz verschönern! Dass diese Wunder quantifizierbar und evaluierbar sein sollen, versteht sich von selbst. Die Effekte von Kunstaktionen zeigen sich jedoch nicht immer unmittelbar – wie von den Geldgebern gewünscht – und vollziehen sich gelegentlich erst, wenn die KünstlerInnen schon abgereist sind. Wie aber mit Fragen nach Erfolg und Nachhaltigkeit von Kunstprojekten, die unweigerlich auftauchen, wenn öffentliche Gelder fließen, umgehen? Wie können Überforderungs-, Ermüdungs- und Abnutzungserscheinungen bei KünstlerInnen und BürgerInnen erkannt und abgemildert werden? Hier wünschten sich viele Kunstschaffende begleitende Forschung von Seiten der Sozialwissenschaften im Hinblick auf (neue) Bedeutungs- und Bewertungsmuster von Erfolg und Misserfolg.

Im Anschluss an den DGS Kongress in Frankfurt wurde im Dezember 2010/Januar 2011 per Briefwahl eine neue SprecherInnengruppe gewählt. Die Sektion wird weiterhin vertreten durch Dr. Simone Helmle, wissenschaftliche Mitarbeiterin am Fachgebiet Landwirtschaftliche Kommunikations- und Beratungslehre an der Universität Hohenheim in Stuttgart. Stellvertreter ist Dr. Lutz Laschewski (Neustrelitz), den wir neu in der SprecherInnengruppe begrüßen dürfen. Prof. Dr. Claudia Neu (Hochschule Niederrhein) und Dr. Ralf Nolten (Universität Bonn) gehören weiterhin zu den Sprecherinnen und Sprechern der Sektion Land- und Agrarsoziologie. Der Arbeitsschwerpunkte der SprecherInnengruppe liegen einerseits auf der Analyse des (Bedeutungs-)Wandels der Landwirtschaft und der Schnittstellen Landwirtschaft/Gesellschaft. Andererseits stehen demographische und strukturelle Entwicklungen insbesondere der peripher gelegenen ländlichen Räume im Zentrum des Interesses.

Simone Helmle und Claudia Neu

Sektion Methoden der Qualitativen Sozialforschung

Jahresbericht 2010/2011

Jahrestagung in Tübingen

Die Jahrestagung am 15. und 16. April 2011 an der Universität Tübingen knüpfte unter dem Titel »Praxis der Qualitätssicherung – Qualitätssicherung der Praxis« thematisch an das Thema der Oldenburger Tagung an, modifizierte es aber signifikant: Anstatt auf methodologischer Ebene den Diskurs um Gütekriterien qualitativer Forschung fortzuführen und theoretische Begründungen für gute Forschung zu untersuchen, rückte nun die empirische Beobachtung wissenschaftlicher und professioneller Praxis der Gütebeurteilung und Qualitätssicherung in den Mittelpunkt. Denn diese Praxis besorgt das Geschäft der Gütebeurteilung – nicht nur in Bezug auf empirische Studien – fortlaufend und überwiegend mit gutem Erfolg, nämlich mit Bewertungen, die als »gute Urteile« konsensfähig sind: Als Lehrende beurteilen wir unentwegt die empirischen Abschlussarbeiten unserer Studierenden und Doktoranden, als Peer Reviewer fällen wir Urteile über die Qualität von Forschungsanträgen und publizieren Ergebnisse empirischer Forschungsprojekte. Es hat also den Anschein, dass die Praxis ein Wissen über »funktionierende« Gütekriterien perpetuiert, das in der methodologischen Diskussion nicht in gleicher Weise verfügbar ist.

Mit einem empirischen »Vergleich der Interpretationspraxis von Objektiver Hermeneutik und Grounded Theory« befasste sich zunächst *Oliver Berli* (Trier). Er untersuchte Interpretationsgruppen, in denen Doktorandinnen und Doktoranden Material zu ihren jeweiligen Arbeitsvorhaben entweder im Stil der Grounded Theory oder im Rahmen der Objektiven Hermeneutik analysieren. Die transkribierten Ausschnitte aus Sitzungen dieser methodisch heterogen zusammengesetzten Gruppen wurden in einer Goffman-inspirierten Perspektive auf interaktive Muster der Herstellung des Interaktionsverlaufs untersucht, etwa: Formen der Vereinbarung von Spielregeln, korrigierende Reformulierungen oder das Anzweifeln der Qualität der Daten. Im zweiten Vortrag berichtete *Ruth Ayaß* (Klagenfurt) von ihrer konversations- und gattungsanalytischen Untersuchung der rhetorischen Praktiken in universitären Fachgutachten. Sie untersuchte ein Sample anonymisierter Gutachten zu Qualifikationsarbeiten aus unterschiedlichen Fächern – im Sinne eines »doing being a Gutachten« – auf

deren innere Methodizität. Ihr Befund lautete, dass hier eher nicht von einer eigenständigen Gattung zu sprechen ist, weil viele der in wissenschaftlichen Gutachten feststellbaren Merkmale auch für z.B. medizinische oder juristische Gutachten typisch sind.

Die mündliche Bewertung von Manuskripten im Peer Review war Gegenstand der Präsentation von *Stefan Hirschauer* (Mainz). Er analysierte anhand von Transkripten der Redaktionssitzungen einer großen soziologischen Fachzeitschrift die soziale Konstruktion des Herausgebervotums. In der Analyse der ineinander greifenden Redezüge zeigte sich, wie das gemeinsame Urteil auch aus der Dynamik des Interaktionsverlaufs erwächst: Ein gutes Urteil ist ein vielfach beurteiltes Urteil. Unter dem Titel »Qualitätsprüfungen und ihre Fälle« nahm danach *Thomas Scheffer* (Berlin) die Rede von der »Prüfung« ins Visier: Was ist eigentlich eine Prüfung und vor allem: Was ist keine Prüfung? Dazu untersuchte er die unterschiedlichen soziologischen Verständnisse von Prüfung in den Theorien von Foucault, Habermas, Boltanski sowie in der Ethnomethodologie. Im Ergebnis erweist sich der Prüfungsbegriff als ein gradualisierter, der von der Permanenz alltäglichen Prüfens im Sinne eines Erwartungsabgleichs bis hin zu existenziellen Formen der Prüfung reicht.

Eine außerwissenschaftliche Praxis der Qualitätssicherung nahmen *Fabian Dietrich* und *Maike Lambrecht* (Hannover) in ihrem Vortrag zur Schulinspektion in den Blick. Sie befragten die in Niedersachsen institutionalisierten Schulinspektoren in qualitativen Leitfadeninterviews zu ihrer Beurteilungspraxis und zu deren Begründung. Dabei arbeiteten sie u.a. den scharfen Kontrast zwischen der in den Interviews bemühten Rhetorik einer Prüfung auf Augenhöhe einerseits und der Praxis asymmetrischer Prüfer/Prüfling-Situationen andererseits heraus. Im Schlussvortrag öffnete *Peter Stegmaier* (Twente, NL) noch einmal die Perspektive, indem er einen Debattenbeitrag zum Problem der Qualitätssicherung in der qualitativen Sozialforschung zur Diskussion stellte: In seinem Vortrag kontrastierte er zunächst zwei sehr unterschiedliche Perspektiven: einerseits die Idee der Übertragung eines Total Quality Management auf die Problematik der Gütekriterien in der qualitativen Forschung, andererseits die Vorstellung einer in den Forschungsprozess integrierten Form der Qualitätssicherung wie in der Grounded Theory. Daran anschließend entwickelte er eine eigene, stärker an der zweiten Position orientierte Perspektive der Operationalisierung von Adäquanzregeln im Vollzug der qualitativen Forschung.

ESA-Midterm Conference in Bayreuth

Die Sektion war beteiligt an der von *Bernt Schnettler* an der Universität Bayreuth ausgerichteten Midterm Conference des Research Network 20 »Qualitative Methods« der European Sociological Association (ESA) vom 20. bis 22. September 2010. *Jörg Strübing* (Tübingen) organisierte dazu gemeinsam mit *Krzysztof Konecki* (Lodz, Polen) eine Session mit dem Titel »Innovating Grounded Theory«. In Vorträgen von *Oliver Berli* (Trier), *Dominika Byczkowska*, *Anna Kacperczyk*, *Seweryn Krupnik* und *Krzysztof Konecki* befasste sich die Session mit neueren Entwicklungen im Forschungsstil der Grounded Theory. Diskutiert und an empirischen Fällen exemplifiziert wurden etwa die Verwendung von Fotos und Videos und deren Kodierung, die Verbindung autoethnographischer Forschungspraktiken mit einer an der Grounded Theory geschulten Forschungsperspektive oder deren Verbindung mit der Soziologie Pierre Bourdieus.

DGS-Kongress in Frankfurt am Main

Plenarveranstaltung »Mikrostrukturen transnationaler Vergesellschaftung« am 13. Oktober 2010

Die Sektion hatte unter Beteiligung der Sektion Wissenschafts- und Techniksoziologie erfolgreich eine Plenarveranstaltung beantragt, die sich gerade den mikrostrukturellen Prozessen transnationaler Vergesellschaftung und deren empirischer Erforschung widmen sollte. Auf den Call for Papers gingen über 20 Vortragsangebote ein, aus denen die JurorInnen *Bettina Heintz* (Bielefeld) und *Werner Rammert* (Berlin) schließlich vier Beiträge auswählten, die unter Moderation von *Stefan Hirschauer* (Mainz) präsentiert wurden:

Unter dem Titel »Synthetische Weltgesellschaft?« präsentierte *Karin Knorr Cetina* (Konstanz/Chicago) ihr Konzept der Analyse von »Global Microstructures« und die damit verbundene mikrosoziologische Betrachtung von Globalisierungsprozessen. Sie entfaltete dabei eine Doppelperspektive, die Mikrostrukturen einerseits als relativ stabile soziale Form weltgesellschaftlicher Prozesse und zugleich als verzeitlichtes Phänomen von Konnektivität auffasst.

Mit sozial-ökologischen Formen der Gemeinschaftsbildung befassten sich anschließend *Matthias Grundmann* und *Iris Kunze* (Münster). Sie stellten Ergebnisse mehrjähriger empirischer Forschungen zu unterschiedlichen Fallstudien lokal-globaler, auf nahräumliche Beziehungen und weltgesellschaftliche Orientierung zielender »intentionaler Gemeinschaften« vor. Da-

bei diskutierten sie die Frage, wie sich Gesellschaftlichkeit durch Gemeinschaftsprojekte verändern kann, um überkommene Vorstellungen von Gesellschaft als politisches Regelwerk, Obrigkeitsmodell oder »Schicksal« in Frage zu stellen.

Jörg Pottbast (Siegen/Berlin) schloss an diese Ausführungen mit einem empirischen Beitrag zur »Politischen Soziologie des Crashtests« an. Unter dem Titel »Wären die Autos nicht sicher, müssten wir ja handeln« bot sein Beitrag eine kritische Diskussion der Leistungsfähigkeit der auf Latour rekurrierenden Laborkonstruktivistischen Forschungsperspektive für die Rekonstruktion von Verbindungen zwischen mikrostrukturellen Fundierungen und makrostrukturellen Wirkungen. Als empirisches Beispiel dienten ihm die unter Laborbedingungen durchgeführten Forschungen zur Fahrzeugsicherheit, also insbesondere Crashtests. Indem er den Ansatz von Latour mit dem von Steven Epstein kontrastierte, konnte er zeigen, dass sich Laboratorien und politische Prozesse der Steuerung über Standards auf unterschiedliche Weise artikulieren und Labor und Crashtest zwischen Mikro- und Makroebenen mehrfach rekonfiguriert werden.

Mit der Transnationalität der unmittelbaren sozialen Beziehung und ihrer methodologischen Reflexion befasste sich abschließend *Heike Greschke* (Bielefeld). Sie knüpfte dabei in methodischer Perspektive am Problem der engen Verknüpfung des sozialwissenschaftlichen Begriffsrepertoires mit dem Gesellschaftsmodell des Nationalstaates an und fragte, wie man angemessene Begriffe zur Beschreibung einer Wirklichkeit produziert, die sich von der Wirklichkeit unterscheidet, auf deren Beschreibung das Begriffsinstrumentarium der Sozialwissenschaften basiert. Diskutiert wurden das Problem und mögliche Lösungsvorschläge im Rahmen des Konzeptes der globalen Mikrostrukturen und am empirischen Fall eines internetgestützten Online-Forums paraguayischer Migranten und Nicht-Migranten, an dem sich zeigen lässt, wie in alltäglicher Internetnutzung im Kontext transnationaler Migration Globalität hergestellt wird und wie sie sozialwissenschaftlich untersucht werden kann.

Session »Praxis, Interaktion, Diskurs – Zur Rolle der Akteure im Forschungsprozess«

In qualitativen Forschungsprozessen spielen Hintergrundtheorien eine unverzichtbare Rolle. Zu ihren Kernkonzepten gehört die Figur des Akteurs. Akteure handeln. Akteure erzeugen, verändern oder reproduzieren gesellschaftliche Ordnung, indem sie etwas tun oder sagen. Das galt lange als

Selbstverständlichkeit, ganz gleich ob man die kreativen Leistungen der Akteure oder ihre strukturierenden Determinanten fokussierte, ob man sich für mikrosoziologische Dynamiken der Interaktion oder makrosoziologische Regelmäßigkeiten des Handelns interessierte. Doch scheint die Auseinandersetzung über Freiheiten und Zwänge des Akteurs zunehmend der kritischen Diskussion darüber zu weichen, ob der Akteur überhaupt als soziologische Grundkategorie taugt. An die Stelle des menschlichen Akteurs als einer vorausgesetzten oder sozialisationstheoretisch rekonstruierbaren Handlungseinheit tritt die Einsicht in die Fragilität seiner Konstitution bzw. Konstruktion.

Der Vortrag von *Erdogan Gedik* (Frankfurt am Main) behandelte die wechselnden Identitäten, die er im Rahmen seiner Forschung in der Türkei und in Deutschland einnehmen musste. In seiner multi-lokalen Ethnographie untersuchte er Migrationsprozesse zwischen Deutschland und der Türkei. In methodischer Hinsicht war es für seine Forschung von besonderer Bedeutung, dass er den lokalen kurdischen Dialekt sprach, weshalb er einerseits einen besseren Zugang zum Feld in der Türkei hatte, sich aber auch andererseits mit lokalen sozialen Verpflichtungen auseinandersetzen musste. Seinen Beobachtungen zufolge waren die Interviewten in der Türkei eher zurückhaltend, wenn das Gespräch auf Türkisch oder Deutsch geführt wurde. Seine Forschung zeigte dabei auch die Grenzen von Fragebogenuntersuchungen auf, weil diese unter den speziellen Bedingungen von der lokalen Bevölkerung im Sinne einer Kontrolle durch den türkischen Staat interpretiert wurden. Deshalb musste sich die Datenerhebung auf Erzählungen bzw. narratives Material beschränken. Dieses Beispiel zeigt deutlich, dass und wie im Beobachtungs- bzw. Forschungsprozess Identitäten ausgehandelt werden, die den Zugang zum Feld ermöglichen und/oder beschränken.

Roger Hünßling (Karlsruhe) gab in seinem Vortrag über »Relationale Soziologie und qualitative Sozialforschung« zu bedenken, dass es sinnvoller sein könnte, statt der Akteure das »Dazwischenliegende« die sozialen Relationen, Beziehungen und Figurationen zu fokussieren. Erst von dort aus sollte man die sozialen Einheiten in den Blick nehmen. Das heißt: Die »Mitte« steht am Anfang. Von dort entwickeln sich Positionen und Identitäten. Sowohl Gesellschaft als auch das Individuum wird demgemäß als abgeleitete Größe aufgefasst. In diesem Sinn seien Simmels »Kreuzung sozialer Kreise«, Elias' »Menschwerdung«, Bourdieus »Felder«, Castells »Netzwerkgesellschaft«, Granovettters »Embeddedness« oder Harrison Whites

»Identitätsproduktion durch gelingende Kontrollprojekte« zu verstehen. Vor allem die qualitativen Methoden der teilnehmenden Beobachtung, der Videoanalyse und der narrativen Interviews lassen sich, so Häußling, gewinnbringend mit einer relationalen Perspektive verknüpfen.

Victoria von Groddeck und *Jasmin Siri* (München) untersuchten in ihrem Vortrag »Identitätskonstruktionen in einer Gesellschaft der Gegenwart« durch »empirische Beobachtungen zur Herstellung von Subjekt- und Akteurspositionen in organisationalen Praxen«. Anhand zweier organisationssoziologischer Studien präsentierten sie eine theoriegeleitete Interpretation, die sie als Alternative zu akteurs- und subjektzentrierten Ansätzen verstehen. Sie interessieren sich dabei für den Nachvollzug der Selbststabilisierung kommunikativer Praxen. »Handelnde« Akteure und »ganzheitliche« Subjekte werden nicht als theoretische Kategorie vorausgesetzt, vielmehr ginge es darum zu zeigen, wie bestimmte Sprecher-, Akteurs- und Subjektpositionen praktisch hervorgebracht werden. Die klassische Gegenüberstellung von Subjekt/Akteur und Organisation führt zu Analysen der organisationalen Praxis, welche die Identität des Subjekts als zerrissen oder gefährdet beschreiben. Anhand ihres empirischen Materials versuchten die Referentinnen dagegen zu zeigen, wie Individuum und Organisation je nach Gegenwart unterschiedliche Systemrationalitäten bedienen. In der organisationalen Praxis stellt dies meist kein Problem dar. Im Vollzug der Kommunikationspraxis des Interviews lässt sich beobachten, wie auf den ersten Blick durchaus widersprüchliche oder inkonsistente Narrationen miteinander verknüpft werden bzw. nebeneinander stehen. Identität multipliziert sich zu Identitäten, eine »ganzheitliche«, »widerspruchsfreie« Selbstbeschreibung der InterviewpartnerInnen ist die Ausnahme.

Session »Soziologische Kommunikation mit Bildern«

Die zweite Sektionsveranstaltung in Frankfurt (organisiert von *Stefan Bauernschmidt*, *Nina Baur* und *Stefan Hirschauer*) widmete sich dem Thema »Soziologische Kommunikation mit Bildern«. *Aida Bosch* und *Christoph Mautz* (Erlangen-Nürnberg) fragten in ihrem Eröffnungsvortrag zur »Eigenart des Visuellen. Zum Verhältnis von Text und Bild«, wie man die Simultaneität und das »punctum« (Barthes) in der Bildkommunikation bei der Überführung in sprachlichen Text bewahren könnte. *Jo Reichertz* (Duisburg-Essen) widersprach in seinem Vortrag »Der bildliche Ausdruck als vertextbare Kommunikation?« jeder Vorstellung einer verlustfreien Übertragung von Informationen aus einem Speichermedium ins andere. Wichtiger als die

Ereignisse und Handlungen, die Bilder zeigen, sei, dass ihnen selbst erkennbare kommunikative Handlungen zugrunde liegen. *Roswitha Breckner* (Wien) wandte sich in ihrem Vortrag »Die Kunst bildaufschließender Beschreibung« ebenso grundsätzlich gegen den Text/Bild-Dualismus: Auch Bilder können sequenziell angelegt sein (z.B. Graphen) und werden nacheinander erfasst (eye tracking). Alle Medien mischen präsentative und diskursive Symbolismen (Langer) und die Beschreibungskunst könne hier vermitteln. *Ronald Hitzler* (Dortmund) schließlich fragte in seinem Vortrag »Grenzen der Entblößung«: Was nutzen Bilder, die man nicht zeigen darf oder will? – nämlich Bilder eines Angehörigen im Wachkoma. Seine Antwort: Für das phänomenologische Erkenntnisinteresse der Konstitution eines alter ego können Video-Aufnahmen falsch positive und falsch negative Wahrnehmungen eines (affektiv) teilnehmenden Beobachters korrigieren.

Mitgliederversammlungen

Eine erste Mitgliederversammlung fand am 12. Oktober 2010 im Rahmen des Soziologiekongresses an der Universität Frankfurt am Main statt. Hier wurden vor allem neuere Entwicklungen in der DGS vorgestellt und diskutiert, über die Wahlen zum Sektionsvorstand berichtet sowie das Tagungsprogramm weiterentwickelt. Eine zweite Mitgliederversammlung der Sektion fand im Rahmen der Jahrestagung im April 2011 in Tübingen statt. Der Vorstand berichtete den anwesenden Mitgliedern u.a. über die Arbeit des Vorstands im abgelaufenen Jahr und informierte über die Finanzlage der Sektion.

Nachdem das ursprünglich für Frühjahr 2012 geplante Tagungsthema Methodenkombination nunmehr in breiterem Rahmen und möglicherweise mit internationaler Beteiligung erst im Herbst 2012 (als Kooperation des Methodenzentrums Göttingen und der Sektion Methoden der qualitativen Sozialforschung) und damit in großer zeitlicher Nähe zum nächsten DGS-Kongress stattfinden kann, musste für die Jahrestagung im Frühjahr 2012 ein neues Thema und ein neuer Ort gefunden werden. Nach Diskussion einer Reihe von Vorschlägen schälte sich schließlich eine Verknüpfung des Themas »Interaktionen an den Grenzen der Sozialwelt«, vorgeschlagen von Ruth Ayaß mit einer Initiative innerhalb der Sektion Wissenssoziologie zur Praxeografie der Technik (Peter Stegmaier) heraus. Unter dem Arbeitstitel »Praxeografie von Interaktionen an den Grenzen der Sozialwelt« soll unter den Vorschlagenden und dem Sektionsvorstand ausgelotet werden, ob eine

Tagung methodische Probleme der Techniksoziologie (Umgang mit Avataren oder Automaten) mit solchen anderer Soziologien (Umgang mit Geistern, Tieren, Komatösen, Ungeborenen etc.) verknüpfen könnte. Für diesen Fall wurde Enschede (Niederlande) als Tagungsort ins Auge gefasst.

Mitgliederentwicklung

Die Sektion hat im Berichtszeitraum 12 neue Mitglieder aufgenommen und zwei Austritte zu verzeichnen. Sie kommt nun auf 156 Mitglieder.

Jörg Strübing, Gesa Lindemann, Stefan Hirschauer

Sektion Modellbildung und Simulation

Jahresbericht 2011

Auch 2011 war für die Sektion Modellbildung und Simulation ein ereignisreiches Jahr. Die Sektion war an einer großen Spieltheorie-Tagung beteiligt, die von *Andreas Diekmann*, *Dirk Helbing* und *Ryan O. Murphy* vom 27. bis 30. Juli 2011 an der ETH Zürich organisiert wurde. Die Tagung mit dem Titel »Game Theory and Society« bot ein reichhaltiges Programm mit 20 Plenarvorträgen und 36 weiteren Vorträgen in Parallelsitzungen und war mit knapp 150 Teilnehmern sehr gut besucht. Die Plenarvorträge von *Andreas Diekmann*, *Hartmut Esser*, *Ernst Fehr*, *Urs Fischbacher*, *Andreas Flache*, *Herbert Gintis*, *Jacob Goeree*, *Rainer Hegselmann*, *Dirk Helbing*, *Ralph Hertwig*, *Manfred Milinski*, *Ryan Murphy*, *Jorge Pacheco*, *Werner Raub*, *Brian Skyrms*, *Karl Sigmund*, *Chris Snijders*, *Ramzi Suleiman*, *Roberto Weber*, und *Rolf Ziegler* wurden mit moderner Multimediatechnik aufgezeichnet und können auf der Konferenzwebsite angesehen oder angehört werden (siehe www.socio.ethz.ch/workshop2011).

Ebenfalls im Sommer war die Sektion mit verschiedenen Sitzungen an der ESRA 2011 (4. Konferenz der European Survey Research Association), die am 18. bis 22. Juli in Lausanne stattfand, beteiligt (siehe www.surveymethodology.eu). *Heiko Raubut*, *Ben Jann*, *Thomas Hinx* und *Stefanie Eijler* organisierten zwei Sitzungen zum Thema »Experimental Methods in Survey Research« mit insgesamt sechs Vorträgen. *Ivar Krumpal* und *Ben Jann* organisierten drei Sitzungen zum Thema »Sensitive Questions and Social

Desirability Bias: Theoretical Perspectives and Data Collection Strategies« mit elf Beiträgen.

Die Herbsttagung der Sektion wurde am 6. und 7. Oktober 2011 in Kooperation mit der Sektion Methoden der empirischen Sozialforschung an der Universität Mannheim durchgeführt. Das Thema der Tagung lautete »Neue Modelle kausaler Inferenz«. Wir danken *Thomas Gautschi* für die Organisation der Tagung, deren Programm unter www.socio.ethz.ch/modsim/tagungen/mannheim2011 eingesehen werden kann.

Im Frühjahr wurde eine weitere Kooperationsveranstaltung mit der Sektion Methoden der empirischen Sozialforschung durchgeführt. Es handelt sich um eine Veranstaltung, die an die Herbsttagung anknüpfte und sich dem Thema »Kausalanalyse mit Paneldaten« widmete. Die Tagung fand am 30. und 31. März 2012 an der Universität Bremen statt und wurde von *Johannes Huinink* organisiert siehe: www.socio.ethz.ch/modsim/tagungen/bremen2012).

Zur weiteren Planung: Am Kongress der Deutschen Gesellschaft für Soziologie an der Ruhr-Universität Bochum und der TU Dortmund (1. bis 5. Oktober 2012) wird die Sektion »Modellbildung und Simulation« mit zwei Sektionsveranstaltungen vertreten sein. *Andreas Diekmann* und *Ben Jann* organisieren eine Sitzung zum Thema »Vielfalt, Wandel und Stabilität sozialer Normen«; *Monika Jungbauer-Gans* organisiert eine Sitzung zu »Theoretische und methodische Konzepte von Diversität«. (www.socio.ethz.ch/modsim/tagungen/bochum2012) Am DGS-Kongress verleiht die Sektion zudem zum dritten Mal den Anatol-Rapoport-Preis, mit dem eine neuere soziologische Arbeit im Bereich »Modellbildung und Simulation« eines deutschsprachigen Wissenschaftlers oder einer deutschsprachigen Wissenschaftlerin ausgezeichnet wird (siehe www.socio.ethz.ch/modsim/preis). Nominierungen für den Preis können bis spätestens 31. Mai 2012 eingereicht werden.

Ebenfalls im Oktober wird schließlich eine Tagung zum Thema »New Developments in Signaling and Game Theory« stattfinden, an der die Sektion »Modellbildung und Simulation« beteiligt ist (14. bis 19. Oktober 2012 im ETH-Kongresszentrum auf dem Monte Verita in Ascona). Die Tagung wird von *Andreas Diekmann*, *Bruno S. Frey*, *Wojtek Przepiorka* und *Eckart Voiland* organisiert. Weitere Informationen zur Tagung finden Sie unter www.socio.ethz.ch/signaling2012.

Einladungen zu den Tagungen und ausführliche Informationen zur Arbeit der Sektion finden sich wie immer auf der ModSim-Homepage unter www.socio.ethz.ch/modsim.

Ben Jann

Sektionen Religionssoziologie und Frauen- und Geschlechterforschung

Bericht zur Tagung »Religion und Geschlecht«

Die Tagung »Religion und Geschlecht« wurde vom 17. bis 19. November 2011 von den Sektionen Religionssoziologie und Frauen- und Geschlechterforschung in den Räumlichkeiten der Leucorea, Stiftung des öffentlichen Rechts an der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg, in Lutherstadt Wittenberg ausgerichtet. Vor gut 500 Jahren als eine der renommiertesten Universitäten Deutschlands gegründet, von der aus Luther und Melancthon die Reformation einleiteten, bot die Leucorea einen geschichtsträchtigen wie angenehmen Rahmen für die Disziplinen übergreifende und international angelegte Erörterung des Tagungsthemas. Die Vorträge von einschlägigen ReferentInnen und NachwuchswissenschaftlerInnen sorgten für ein abwechslungsreiches und anregendes Programm. Die Tagung war international besetzt: Die Vortragenden kamen aus den USA, Großbritannien, den Niederlanden, Österreich, der Schweiz und aus Deutschland. Mit rund 50 MitdiskutantInnen war die Tagung gut besucht.

Einen Ausgangspunkt der Tagung bot die Feststellung, dass zahlreiche quantitative Studien in verschiedenen Ländern weltweit unterschiedlich hohe Werte für die Geschlechter in Hinblick auf Religiosität und Kirchlichkeit ausweisen und dies auf eine geschlechtsspezifische religiöse Sozialisation und auf unterschiedliche Auswirkungen gesellschaftlicher Modernisierungsprozesse auf die Geschlechter zurückführen. Unter Bezugnahme auf die Geschlechterverhältnisse wurden Veränderungsprozesse im Zusammenhang von Religion und Geschlecht in ihrer möglicherweise widersprüchlichen Entwicklung beleuchtet und insbesondere die Frage diskutiert, wie sich die durch Migrationsprozesse beförderte (Re-)Vitalisierung und erhöhte Sichtbarkeit von Religion auf Geschlechterordnungen und die Wahrnehmung und

Deutung von Geschlecht und Geschlechterdifferenz in verschiedenen religiösen und kulturellen Kontexten auswirkt bzw. ausgewirkt hat.

Den Auftakt der Tagung bildete der Abendvortrag von *Linda Woodhead* (Lancaster) zum Thema »Gendering religion. The new visibility of tactical religion«. In Anlehnung an die Unterscheidung von »strategic« und »tactical« (de Certeau) zeigte die Referentin, dass sich das Religionsverständnis um die Form einer »tactical religion« gewandelt habe. Diese sei im Unterschied zu einer stärker systematischen und machtvollen »strategic religion« eher auf kreative Formen von alltäglicher Sinnproduktion ausgerichtet. Nicht zuletzt die feministische Forschung habe durch die Sichtbarmachung der Bedeutung religiöser Aspekte im Alltagsleben einen wichtigen Beitrag dazu geleistet, verschiedenen Formen von Religion und Religiosität Anerkennung zu Teil werden zu lassen. Das Verständnis von Religion habe sich dadurch insgesamt erweitert.

Heidemarie Winkel (Potsdam) eröffnete den zweiten Veranstaltungstag mit einem Plenumsvortrag zum Thema »Multiple Geschlechterkulturen: Zum Verhältnis von Religion, Geschlecht und sozialer Zugehörigkeit im europäischen und im arabischen Kontext«. Sie ging in ihrem Vortrag von der Überlegung aus, dass die Religion einen gesellschaftlichen Raum darstellt, in dem seit 1800 Geschlechterbeziehungen in Abgrenzung zur alteuropäischen Gesellschaft als anthropologisch fundierter Geschlechterdualismus neu arrangiert würden. In der vergleichenden Diskussion zum Verhältnis von Geschlecht, Religion und sozialer Zugehörigkeit am Beispiel des europäischen und des arabischen Gesellschaftsraums vertrat sie die These, dass sich in beiden Gesellschaftskontexten ein Wandel der Codierung von Inklusion aufzeigen lässt. Mit Bezug auf Shmuel Eisenstadt arbeitete sie heraus, dass es sich hierbei um zwei distinkte Entwicklungspfade handelte, die sich in Form verschiedener, multipler Geschlechterkulturen manifestierten.

Drei weitere Präsentationen zum Schwerpunkt »Religion, Geschlecht und Politik« folgten den regen Diskussionen im Anschluss an *Winkels* Vortrag. Unter dem Titel »Zwischen Anti-Semitismus und Islamophobie? Die Rolle von Gender, Religion und Sexualität in europäischen Identitätsdiskursen« skizzierte *Ulrike Brunotte* (Maastricht/Niederlande) den Zusammenhang zwischen Religion, Geschlecht und Politik in zwei Schritten. Sie rekonstruierte zunächst den zeitgenössischen Diskurs zu europäischen Identitäten am Beispiel der Islamophobie in den Niederlanden und zeigte dann, wie sich der »Schleier« zur Metapher und zum Symbol des Islam im Westen entwickelt und damit zugleich zum Dreh- und Angelpunkt für die zukünftige »westliche«

Identität und nicht zuletzt für die europäische Demokratie wird. Der Streit um den Schleier und die Debatte um »Homosexualität« verdichteten sich demnach zu einem Diskursfeld, in dessen symbolischem Raum das Mit- und Gegeneinander von Religion (Islam) und europäischer Säkularität, Fremdheit und Eigenheit neu ausgetragen würden.

Kamal El Guennouni (Münster) beschäftigte sich anschließend mit »Geschlechterverhältnissen und Säkularisierung im Islam«. Folgende Fragen standen im Zentrum seiner Ausführungen: Wie findet Säkularisierung im Islam statt? Und welche Auswirkungen hat Säkularisierung auf die Geschlechterverhältnisse? Der Referent kam zu dem Schluss, dass die Verdrängung religiöser Autorität aus der weltlichen Herrschaft keineswegs zu einer Trennung von Staat und Religion führt. Vielmehr fände eine Einbettung der religiösen Autorität in das politische System statt. Diese These diskutierte El Guennouni entlang der Entwicklung des Familienrechts in Marokko. Die rechtliche und soziale Diskriminierung von Frauen in islamischen Ländern erklärten sich mit patriarchalischen Gesellschaftsstrukturen, die bestimmte Auslegungen der religiösen Texte artikulieren.

In seinem Vortrag »Sexualität und »Multiple Secularities«. Zum Verhältnis von Religion, Liberalismus und Sexualpolitik in Südafrika« beleuchtete *Marian Burchardt* (Leipzig) den Zusammenhang zwischen religiösen Praktiken, Identitäten und Freiheitsrechten und Ansprüchen auf die Anerkennung sexueller Differenz und Vielfalt am Beispiel von Südafrika, das als einziges afrikanisches Land gleichgeschlechtliche Partnerschaften der Ehe rechtlich gleichgestellt hat. Dieser Prozess wurde, so Burchardt, von intensiven Kontroversen und religiösen Mobilisierungen begleitet, in denen sich sowohl spezifische Bezugnahmen auf und Aktualisierungen von historischen Erfahrungen und Kämpfen um die Rolle von Religion in öffentlichen Sphären zeigten als auch komplexe Aushandlungs- und Aneignungsprozesse von Elementen von Säkularität und Liberalismus, die in transnationalen Transferprozessen und damit jenseits von nationalstaatlichen Entwicklungen wurzelten.

Am Nachmittag tagten zwei parallele Arbeitsgruppen. In der Arbeitsinheit A wurden Forschungsprojekte zum Thema »Migration« vorgestellt. Den ersten Vortrag hielten *Birgit Allenbach* und *Monika Müller* (Freiburg/Schweiz) zum Thema »Religion und Geschlecht in der Diaspora: Geschlechter – und Generationsbeziehungen in Tempel, Moschee und Kirche«. Anhand zweier Fallbeispiele, eines Tempels und einer Moschee, gingen sie der Frage nach, welche Rolle Geschlecht in den religiösen Gemeinschaften

spielt. Sie vertraten die These, dass Frauen in der Diaspora stärker in religiöse Konstitutionen integriert seien als in ihren Herkunftsländern. Anschließend stellte *Anna Bolshukhina* (Göttingen) Ergebnisse ihrer Promotion zum Thema »Religiöse Erziehung in migrierten und nicht-migrierten russischen Familien« vor. Sie fragte, ob die religiöse Familienerziehung geschlechtsspezifisch konnotiert ist. In ihrer empirischen Studie, die unter anderem Tischgespräche in Familien beinhaltete, kam sie zu dem Ergebnis, dass für die religiöse Erziehung beide Eltern zuständig seien. Schließlich präsentierte *Asiye Kaya* (Georgetown/USA) in ihrem Vortrag »Religiöse Biographie oder biographische Religiosität bei den Migrantinnen aus der Türkei« Ergebnisse ihrer Forschung. Vor dem Hintergrund, dass türkische Migrantinnen in Deutschland keineswegs eine homogene religiöse Gruppe bilden, zeigte sie am Beispiel zweier Frauen (Alevitin und Sunnitin), welche Rolle Religion in ihren Lebensgeschichten spielt. Sie zeigte, dass die Frauen durch ihr religiöses Engagement in der Gemeinde des Ziellandes sozial integriert seien.

In der Arbeitseinheit B »Religion, Geschlecht und Identität« stellten NachwuchswissenschaftlerInnen Projekte und Überlegungen vor. *Daniel Bergelt* (Leipzig) präsentierte die Skizze eines »Versuchs einer pfadabhängigen Erklärung des Geschlechtsunterschieds in Religiosität und Kirchlichkeit«. Ausgehend von Daten des International Social Survey Program (ISSP), die länderspezifische Geschlechtsunterschiede bei Religiosität und Kirchlichkeit veranschaulichen, zeigte er, dass hier Faktoren innerer Modernisierungsprozesse Einfluss nähmen. Diese wurden am Beispiel der Zustimmung zu bestimmten Geschlechternormen beleuchtet und angeregt, weitere kulturelle und nationalgeschichtliche Faktoren zur Erklärung heranzuziehen. Im zweiten Vortrag mit dem Titel »Zwischen gottloser Frömmigkeit und sakralisierter Sittlichkeit: Funktion von Religion für kollektive Selbstbeschreibungen türkisch-deutscher Jugendlicher in Berlin« diskutierte *Yasemin Soytemel* (Konstanz) die sichtbar gewordene Diskrepanz zwischen der religiösen Aktivität, der an der Untersuchung beteiligten Jugendlichen einerseits und dem fehlenden religiösen Bezug in den Selbstbeschreibungen der Jugendlichen andererseits. Dabei verfolgte sie die These, dass in den Selbstbeschreibungen das Thema Sittlichkeit an die Stelle von Religiosität träte und deren quasi säkularisierte Position einnähme. Im dritten Vortrag zum Thema »Kirche – Wohlfahrt – Geschlecht: Entkoppelungsprozesse und ihre Wahrnehmung durch Jugendliche« skizzierte *Maria Dammayr* (Linz) ihr in Vorbereitung befindliches Dissertationsprojekt, in dem die schwindende gesellschaftliche Legitimation von Kirche dokumentiert und problematisiert werden soll.

Abgerundet wurde der erkenntnisreiche zweite Veranstaltungstag durch einen Vortrag von *Stefan Bayer* (Wien) zum Thema »Geschlechterkonstruktionen von spirituellen HeilerInnen im Kontext von indigenen schamanischen und chinesisch (synkretischen) volksreligiösen daoistischen Praktiken auf Taiwan«, in dem der Referent die kontrovers diskutierte These vertrat, dass sich im Polytheismus taiwanesischer Konstellation ein viertes soziokulturelles (spirituelles) Geschlecht formiere. *Sylka Scholz* (Dresden) setzte sich schließlich in ihrem Vortrag am Beispiel von Spielfilmen und Ratgebern seit den 1950er Jahren aus Ost- und Westdeutschland unter dem Titel »Romantische Liebe und Religion« mit einer Leerstelle in der soziologischen Diskussion auseinander. Ihrer Ansicht nach würde die religiöse Dimension des modernen Liebeskonstrukts, das von den Romantikern, insbesondere Schlegel, Novalis und Schleiermacher, entwickelt worden sei, bisher nämlich nicht in einschlägigen soziologischen Studien zur modernen Liebe zur Kenntnis genommen.

Am Samstagmorgen wurden zunächst Ergebnisse aus zwei Länder vergleichenden Studien vorgestellt. *Constantin Klein* (Bielefeld) und *Stefan Huber* (Bochum) fragten, ob Frauen tatsächlich grundsätzlich religiöser als Männer seien und präsentierten hierzu internationale und interreligiöse Befunde auf Basis des Religionsmonitors 2008, der 21 Länder aus aller Welt umfasst. Ihr Beitrag widerlegte eindrucksvoll das in Forschungsübersichten und Lehrbüchern immer wieder vertretene Postulat eines universellen Geschlechtsunterschieds bezüglich der Religiosität. Ihre Untersuchungen zeigen demgegenüber, dass sich signifikante Ergebnisse für diese Behauptung vor allem im Christentum finden lassen. *Barbara Keller* (Bielefeld) bezog sich auf die Bielefelder Dekonversionsstudien, in deren Rahmen in den Jahren 2002 bis 2005 insgesamt 1.196 Personen in der Bundesrepublik Deutschland und den USA befragt wurden, und analysierte diese hinsichtlich der Geschlechterverhältnisse. Zwischen der deutschen und der amerikanischen Stichprobe deuteten sich nur teilweise Unterschiede an. Die Referentin erklärte diese vor dem Hintergrund der unterschiedlichen religiösen Landschaften und warf die Frage nach unterschiedlich geschlechtersensitiven Untersuchungsmethoden auf.

In ihrem Abschlussvortrag beleuchtete *Gritt Klinkhammer* (Bremen) das theoretisch-begriffliche Zusammenspiel der Kategorien Migration, Geschlecht und Religion und machte deutlich, dass die Konstruktion und Wirkung von Geschlecht in religiösen Zusammenhängen weiterhin eine Forschungslücke darstellen. Auch der Zusammenhang von Migration, Reli-

gion und Geschlecht und die Frage, wie Religion zu sozialer Integration in den Zielländern führen könne, sei empirisch bislang zu wenig in den Blick genommen worden. Der Vortrag bündelte schließlich viele Forschungsdesiderate des Tagungsthemas, veranschaulichte die Rollen von Religion und Geschlecht als Instrumente und Erscheinungen von Macht und regte zur Weiterführung der disziplinenübergreifenden und internationalen Diskussionen an.

Heike Kahlert, Katharina Liebsch, Birgit Riegraf und Karen Schierhorn

Sektion Soziologie der Kindheit

Jahresbericht 2010

Mit Beginn des Jahres 2010 nahmen der neu gewählte Sprecherkreis Tanja Betz (Frankfurt am Main), Doris Bühler-Niederberger (Wuppertal) und Johanna Mierendorff (Halle) sowie der Beirat Beatrice Hungerland (Stendal), Andreas Lange (Ravensburg-Weingarten), Anne Wihstutz (Halle) die Arbeit auf. Johanna Mierendorff übernahm den Vorsitz von Doris Bühler-Niederberger.

Die Sektion war auf dem 35. Kongress der Deutschen Gesellschaft für Soziologie »Transnationale Vergesellschaftungen« mit zwei Veranstaltungen vertreten – mit einem gemeinsamen mit der Sektion Bildungssoziologie gestalteten Plenum sowie mit einer eigenen Sektionsveranstaltung.

Plenum Bildung und Aufwachsen zwischen internationalen Standards und lokalen Konstellationen (Sektionen Bildung und Erziehung und Soziologie der Kindheit)

Für den Jubiläumskongress der Deutschen Gesellschaft für Soziologie war das Thema »Transnationale Vergesellschaftungen« gewählt worden. Paradox vielleicht – galt das Jubiläum doch der hundert Jahre zuvor gegründeten *nationalen* soziologischen Gesellschaft. Andererseits auch geeignet, um die Einsicht auszudrücken, die schon damals die meisten Mitglieder der nationalen Gesellschaft für Soziologie gehabt haben dürften: dass Soziologie noch nie eine Wissenschaft war und auch nie eine sein wird, die sich auf das Geschehen innerhalb der nationalen Grenzen beschränken durfte. Für die Soziologie der Kindheit gilt dies in ganz besonderem Maße. Seit die

»neue Soziologie der Kindheit« in den 1990er Jahren – also als eine immer noch sehr junge spezielle Soziologie – aufgekommen ist, involvierte sie eine ausgesprochen internationale Forschergruppe in einen regen Austausch und nahm sich auch stets der Kindheiten in verschiedenen Ländern an, thematisierte deren Variationen, aber auch die globalen Einflüsse und Interventionen. Die Transnationalität des Sozialen muss in einer soziologischen Analyse von Kindheiten besonders ins Auge springen, nicht nur, aber vor allem auch im Bereich der Bildung, deren Maßstäbe, Programme, Institutionen immer stärker auf internationaler Ebene und durch internationale Akteure definiert werden. In der bewährten Zusammenarbeit mit der Sektion Bildungssoziologie hat unsere Sektion einen Antrag auf Bewilligung eines Plenums »Bildung und Aufwachsen zwischen internationalen Standards und lokalen Konstellationen« eingereicht und dieser ist zu unserer Freude trotz der starken Konkurrenz bewilligt worden. Aus zahlreichen interessanten Angeboten für Vorträge machten unsere Juroren Heiner Meulemann und Helmut Fend eine Vorauswahl. Wir bedanken uns an dieser Stelle noch einmal herzlich für ihre wertvolle Hilfe.

Historisch gesehen sind Kinder zunächst einmal eine Angelegenheit der Familie und erst im 18. Jahrhundert deklarierte Napoleon: »Les enfants sont une affaire d'état«. Wurden die Kinder also nun eine Staatsangelegenheit, so hieß das, dass der Staat bestimmen sollte, was die Kinder lernen, ihre Ausbildung regeln und die Bedingungen einer Heirat festlegen sollte. Das stellte eine Wende dar in der Konzeption der Kindheit und eine Entmachtung und Enteignung der Familie, wie sie sich allerdings bereits seit der Reformation abzeichnete. Eine Staatsangelegenheit blieben die Kinder dann weitgehend bis nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs. Die zweite Wende kann man nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs sehen. Ab diesem Zeitpunkt werden die Kinder eine supranationale Angelegenheit. Immer mehr NGOs und supranationale Regierungsorganisationen nehmen sich der Kinder an. Mit einer akzentuiert westlichen Voreinstellung generalisieren sie das moderne Kind, mit seinem (ihm unterstellten) unbedingten Schutzbedarf, mit einem exakt und mehr oder weniger universell definierbaren Bildungsbedarf und mit seinen Rechten. Zweifellos steht dieses Bemühen letztlich auch im Interesse, eine Ordnung der Weltgesellschaft zu schaffen, wie sie sich gerade die westlichen Länder vorstellen. Man kann den Einsatz für Kinder aber ebenso als einen Versuch dieser Organisationen sehen, sich nicht nur um ökonomische Belange und wirtschaftliche Entwicklung zu kümmern – wie ihnen dies gelegentlich vorgeworfen wird –,

sondern um Lebensqualität und soziale Fragen. Dann eignen sich die Kinder als Zielgruppe sogar ganz besonders, denn der Einsatz für Kinder verschafft Sympathie und Glaubwürdigkeit und ist vergleichsweise wenig konfliktiv. So ist denn auch die UN-Kinderrechtskonvention eines der erfolgreichsten internationalen Regelwerke geworden.

Was sind die Hintergründe, Eigenarten, Auswirkungen transnationaler Konzepte, die auf Kindheit und Bildung wirken resp. wirken wollen, das war nun die Frage, der sich die vier Referenten mit unterschiedlichen Schwerpunktsetzungen widmeten. *John W. Meyer* (Stanford) zeigte in seinem Vortrag »The empowered child in supra-national society« auf der Basis illustrativer Daten verschiedene Entwicklungen in den letzten Jahrzehnten. Es wurde ersichtlich, wie im Zuge der Durchsetzung bestimmter Vorstellungen von Individuum, Organisation, Staat, die als gleichsam selbstverständliche Elemente einer neuen »Weltkultur« gelten, dem Kind eine zunehmend zentrale Stellung zugemessen wurde. Als »autonomes Kind« ist es nun weltweit zu beachten und erscheint entsprechend dargestellt auch in den aktuellen Lehrmitteln, die in der Schule benutzt werden. Ideen der Elternschaft und möglicherweise auch entsprechende Realitäten unterliegen einem starken Wandel, und in diesem Wandel schlägt sich die Idee des autonomen Kindes nieder. Die (rhetorische) Beschwörung des autonomen Kindes gilt gerade auch für Entwicklungsländer in besonderem Maße. In den Wissenschaften wird das Kind im Zuge eben dieser Durchsetzung neuer Vorstellungen zum »Akteur«, dessen Existenz weniger analysiert, denn voraus gesetzt und postuliert wird: überhaupt erlebt das Konzept des Akteurs in den Wissenschaften einen wahren Höhenflug.

Hans Bertram und *Steffen Kobl* (Berlin) setzten sich in ihrem Referat »Kinderrechte, Kindeswohl und Teilhabechancen« mit internationalen Messungen und Rankings von Qualitäten des Aufwachsens auseinander und mit den darin gemachten Annahmen resp. den darin nicht berücksichtigten Größen und Messeffekten. Sie wiesen auch auf das enorme Interesse hin, das gerade Deutschland solchen Studien entgegen bringe, und die fast unbegrenzten Mittel, die dafür zur Verfügung gestellt würden. Am Beispiel der internationalen Vergleiche, die auf der Basis des vom UNICEF-Forschungsinstitut INNOCENTI entwickelten Konzepts der Report Card ermöglicht werden, stellten sie Stärken und Schwächen internationaler Rankings vor. In ihrer Darstellung verblüfften sie die Zuhörer mit dem neuen Bild, das sich jeweils ergab, wenn zum Beispiel Bezugsgrößen kleinräumiger gewählt wurden und damit der Effekt ausgefiltert wurde, der sich durch

die größere Heterogenität größerer Länder ergab. Viele Analysen, so konnte man schließen, verglichen im Grunde Unvergleichbares, weil sie Größe, Heterogenität und Homogenität nicht beachten.

Richard Münch (Bamberg) präsentierte einen Vortrag mit dem Titel: »Mit dem PISA-Express in die globale Wissensgesellschaft – Regimewandel durch die Transnationalisierung des Feldes der Bildung«. Er sprach über den Wandel von Bildung, Schule und Unterricht im Kontext der Forcierung von Leistungstests und Leistungswettbewerb als neuen Formen der Governance. In diesen gewandelten Regierungsformen sind neue relevante Akteure auf den Plan getreten, alte Machtbastionen gefallen. An der Qualität der Bildung hat sich aber mit der Intensivierung der Qualitätsmessung wohl insgesamt wenig gewandelt. Münchs besonderes Interesse galt den nicht-intendierten Konsequenzen dieses neuen Modells der Steuerung. Es sind eben diese unbeabsichtigten Folgen, die verhindern, dass das Ziel einer Inklusions- und Leistungssteigerung des Bildungssystems erreicht wird. So fällt die Steigerung der Leistung durch den forcierten Wettbewerb bisher enttäuschend aus, während erhebliche unerwünschte Effekte zu konstatieren sind. Insbesondere birgt das Credo des liberalen Wettbewerbsstaates, dass soziale Teilhabe alleine oder fast vollständig durch die Förderung kognitiver Kompetenzen erzielt werden könne, eine erhebliche gesellschaftliche Sprengkraft, wie der Referent darlegte.

Mit Entwicklungen im Bereich von Wissenschaft und Hochschulbildung setzte sich dann *Johannes Angermüller* (Mainz) auseinander. Er thematisierte in seinem Vortrag »Auf dem Weg zur Numerokratie? Zur diskursiven Konstruktion internationaler Exzellenz in nationalen Kontexten« den Übergang von einem reputationsbasierten zu einem numerischen Konzept von wissenschaftlicher Exzellenz. Damit wird eine neue Realität geschaffen, die das zuvor unübersichtliche Terrain der Tendenz und dem Versprechen nach global vergleichbar und beherrschbar macht. Die von Angermüller vorgetragene Forschungsergebnisse, die in USA, Deutschland und Frankreich gewonnen wurden, ließen allerdings noch immer eine Vielfalt von Konstruktionen von Exzellenz erkennen.

Den Referaten folgte eine lebhaft Diskussionsveranstaltung, die – in beiden Teilen – ausgezeichnet besucht war und von den Teilnehmern überaus interessiert verfolgt wurde.

Kindheit – Heterogenität – Ungleichheit: Prozesse der Exklusion und Inklusion im Migrationskontext (Sektionsveranstaltung der Sektion Soziologie der Kindheit)

Zeitgenössische Gesellschaften sind zunehmend kulturell und sozial heterogen. Prozesse sozialer und räumlicher Mobilität und Prozesse der Migration bringen – auch über die Generationenfolge – unablässig Veränderungen der sozialen Zusammensetzung der Gesellschaft mit sich. Ausgangspunkt der Sektionsveranstaltung war die Frage, welche Bedeutung diese kulturellen und sozialen Entwicklungen für die Gestaltung von Kindheit erlangen.

Gesellschaftliche Institutionen und Funktionssysteme, die an der Ausgestaltung von Kindheit maßgeblich beteiligt sind, wie z. B. das politische System, das Rechtssystem oder das Bildungs- und Betreuungssystem, reagieren auf diese Veränderungen auf je unterschiedliche Art und Weise und bringen, auch in der Verschränkung bzw. dem Ineinandergreifen verschiedener Teilsysteme, permanent Wandel, (neue) Unterscheidungen und dabei mitunter Ungleichheiten hervor. Für die Akteure, also z. B. Lehr- und Fachkräfte, Eltern, Kinder oder auch politische Funktionsträger, wird der Umgang mit und die Erfahrung von zunehmender Heterogenität und Ungleichheit zu einer Herausforderung, die es zu bearbeiten gilt.

Als zentrale Heterogenitätsdimensionen gelten u. a. diejenigen der Kultur/Ethnizität, der sozialen Herkunft/ des Milieus, des Geschlechts und der Generation/des Alters. Heterogenitätsdimensionen gehen dabei mit Ungleichheitsdimensionen Hand in Hand bzw. wird Ungleichheit (beispielsweise generationale Ungleichheit) häufig und zugleich gesellschaftlich legitimiert an »markanten« Differenzlinien (dem Alter oder auch dem Entwicklungsstand) festgemacht. Diskutiert wird in diesem Zusammenhang einerseits eine zunehmende Spaltung zwischen denen, die durch die gesellschaftlichen Veränderungen gewinnen, sie zu nutzen wissen, und jenen, die (noch?) nicht mithalten können, die von gesellschaftlichen Teilsystemen wie z. B. dem Bildungssystem oder dem Arbeitsmarkt ausgeschlossen sind oder nur wenig davon profitieren. Gerade die Gruppe der Kinder zeichnet sich dabei, anders als andere Altersgruppen, immer stärker durch kulturelle/ethnische Vielfalt aus; zudem ist sie in hohem Maße von Armut und prekären Lebensverhältnissen betroffen, so dass soziale Ungleichheitsfaktoren ein prägendes Element des Kinderlebens werden und beispielsweise ihre schulischen Chancen maßgeblich mit prägen. Andererseits wird hervorgehoben, dass z. B. die politische Aufgabe der Integration von Zugewanderten – etwa in das Bildungs- und Betreuungssystem – mit hoher Pri-

orität und zugleich, gerade in Bezug auf junge Altersgruppen, mit gutem Erfolg vorangetrieben wird (vgl. Nationaler Aktionsplan). Das Heterogenitätsmerkmal Migrationshintergrund, bislang häufig zugleich als Risikofaktor für die kindliche Entwicklung und das Aufwachsen gefasst oder als zentrales Ungleichheitsmerkmal in zeitgenössischen Gesellschaften diskutiert, scheint an Bedeutung zu verlieren. Auch Geschlechterdisparitäten zulasten von Mädchen, beispielsweise im Bildungssystem, hätten sich deutlich reduziert. Kurzum: Alle Kinder hätten gegenwärtig, und historisch einmalig, nahezu vergleichbare Optionen der Gegenwarts- und Zukunftsgestaltung.

Vor dem Hintergrund dieser mitunter gegenläufigen Beobachtungen und des schwierig und daher je spezifisch zu bestimmenden bzw. zu rekonstruierenden Verhältnisses von Heterogenität und Ungleichheit, setzte die Veranstaltung einen sozialwissenschaftlichen Fokus: Von Interesse waren verschiedene Heterogenitäts- und Ungleichheitsmerkmale im Kinderleben und die Frage wie diese das pädagogische Geschehen in Kindertageseinrichtungen (*Sascha Neumann*, Luxemburg; *Tina Schmid* und *Irene Kriesi*, Zürich) und Grundschulen (*Claudia Dreke*, Potsdam/ausgefallen) ordnen, wie sie über rechtliche Regelungen (*Janina Söhn*, Berlin), die Bildungschancen von Kindern beeinflussen und wie und inwiefern sie subjektive Deutungsmuster, Einstellungen und Handlungsweisen der Akteure (*Annika Sulzer*, Berlin) strukturieren. Relevant war dabei auch die Frage, ob die mit diesen Prozessen verbundenen Problemstellungen und Herausforderungen in unterschiedlichen nationalen Kontexten je verschieden verhandelt werden. Es ging um die Beobachtung und Analyse der Prozesse der Inklusion und Exklusion von Kindern im Bereich des Rechts und um die Formen der Unterscheidung von Kindern entlang oder auch quer zu den genannten Heterogenitäts-/Ungleichheitsdimensionen im Bildungs- und Betreuungssystem vor dem Hintergrund je unterschiedlicher nationaler Kontexte (Deutschland, Luxemburg, Schweiz, Italien), die ein weiteres Heterogenitätsmerkmal zeitgenössischer Gesellschaften augenscheinlich werden lassen: das der Region.

Janina Söhn (Berlin) stellte in ihrem Beitrag »Direkte und indirekte Folgen rechtlicher In- und Exklusionen von Migrantenkindern für ihre Bildungschancen« dar, dass Migration für Kinder in Deutschland auch aufgrund der rechtlichen und administrativen Rahmenbedingungen mit erheblichen Bildungsrisiken behaftet ist. Es wurde der Frage nachgegangen, wie das Aufnahmeland Deutschland durch eine rechtliche Ungleichbehandlung unterschiedlicher Migrantengruppen kumulative Prozesse der In- und Ex-

klusion in Gang setzt, die sich auch auf die Bildungschancen von Kindern auswirken. Zum einen wurden zuwanderungsrechtliche Regelungen für die Bildungschancen von Kindern diskutiert: So beeinflussen an bestimmte Zuwanderungswege geknüpfte Einreisekriterien die soziale Heterogenität von Migrantengruppen, die wiederum die Bildungschancen der Kinder differenziell vorstrukturieren. Zum anderen determiniert die Zuweisung strafifizierter Rechtspositionen auf direkte und indirekte Art die Bildungslaufbahnen. Direkt kann der Rechtsstatus eines Kindes entscheidend für den bloßen Zugang zum Schulsystem sein. Indirekt wirkt sich die rechtliche Diskriminierung erwachsener Zuwanderer aus. Denn deren Lebensrealität bildet das familiäre (Lern-)Umfeld in dem Migrantenkinder aufwachsen. Hier besteht ein Spannungsverhältnis zwischen der Exklusionslogik des Ausländerrechts und dem ausgeprägten Inklusionsuniversalismus im Bildungsbereich.

Sascha Neumann (Luxemburg) setzte sich in seinem Referat »Unterschiedlich unterschieden. Ethnographische Einblicke in die generationale und kulturell-ethnische Ordnung einer luxemburgischen Kindertageseinrichtung« mit der Beobachtung auseinander, dass Erfahrungen mit Heterogenität und Fragen des Umgangs mit sprachlichen und kulturell bedingten Unterschieden im institutionellen Alltag von Kindertageseinrichtungen seit einigen Jahren zu den Schlüsselthemen der fachlichen und politischen Diskussion um die Kindertagesbetreuung gehören. Dies gilt nicht zuletzt für Luxemburg, jenem Land mit dem weitaus größten Migrationsanteil in der Europäischen Union. Bislang ist wenig darüber bekannt, wie mit dieser Herausforderung in der frühpädagogischen Praxis selbst umgegangen wird. Mit welchen pädagogischen Lösungen reagiert diese Praxis auf ein Problem, das primär kein pädagogisches ist, weil es nicht aus der kindlichen Entwicklungsatsache resultiert, sondern erst durch die Dynamik zeitgenössischer Gesellschaften erzeugt wird? Der Beitrag ging dieser Frage anhand von empirischem Material aus einer ethnographischen Studie in luxemburgischen Kindertageseinrichtungen nach. Es wurde gezeigt, dass angenommene ethnisch-kulturelle Unterschiede in der Population der Kinder unablässig die Ausgestaltung und Organisation des Alltags bestimmen und dass die Referenz auf die kulturell-ethnischen Herkunft der Kinder direkt mit ihrer sozial bedeutsamen Klassifizierung als Noch-nicht-Erwachsene einhergeht. Ethnisch-kulturelle Unterschiede transformieren sich dabei zu gleichermaßen »naturhaften« wie »behandlungsbedürftigen« Abweichungen.

Tina Schmid (Zürich) setzte sich in dem Beitrag mit dem Titel »Soziale Herkunft und Zugangschancen zu familienergänzender Kinderbetreuung in der Schweiz« mit der Frage auseinander, welche Familien die in der Schweiz knappen familienergänzenden Kinderbetreuungsangebote (Vorschulbereich) für ihre Kinder nutzen. Diese Frage erschien den Autoren interessant, da der Nutzung familienergänzender Kinderbetreuung eine besondere Bedeutung für den späteren Bildungsverlauf zugeschrieben wird. Die Analysen basieren auf den Daten der jüngsten Kohorte (geb. 1999/2000) des für die deutsch- und französischsprachige Schweiz repräsentativen Kinder- und Jugendsurveys COCON. Es konnte gezeigt werden, dass die Nutzung außerfamiliärer Kinderbetreuung vor allem von soziostrukturellen Merkmalen der Familie sowie dem lokalen Betreuungsangebot abhängt. So nutzen gerade Kinder, die vom Besuch familienergänzender Kinderbetreuung am meisten profitieren würden, also Kinder der unteren sozialen Schichten bzw. mit Migrationshintergrund, diese am wenigsten. Die Befunde weisen aber darauf hin, dass die Ungleichheit der Nutzungschancen durch gezielte staatliche Unterstützung abgebaut werden könnte. Denn entgegen landläufiger Vermutungen konnte nicht bestätigt werden, dass kulturelle Normen und Wertvorstellungen der Eltern Einfluss auf die Nutzungschancen haben.

Annika Sulzer (Berlin) stellte in dem Vortrag mit dem Titel »Zugehörigkeit von Migrantenkindern in Kindertageseinrichtungen aus der Perspektive von Migranteneltern und Erzieher/innen« Ergebnisse aus Gruppendiskussionen mit Migranteneltern und Erzieher/innen vor, die im Rahmen des internationalen Forschungsprojekts »Children Crossing Borders« erhoben wurden. Es wurde erörtert, welche Themen in den Alltagsdiskursen der Erzieher/innen und Migranteneltern relevant dafür sind, wie für Kinder mit Migrationshintergrund in Kitas Zugehörigkeit hergestellt wird. Ausgangspunkt für die Ausführungen war die dem Projekt zugrundeliegende These, dass Kindertageseinrichtungen selbst Orte der gesellschaftlichen Verhandlung von Inklusion und Exklusion sind, ein Subsystem von Gesellschaft, in dem diskursiv Normalität hergestellt wird. In der Analyse, in der Material aus Italien und Deutschland präsentiert wurde, wurde deutlich, dass national-kulturelle Zugehörigkeit unterschiedlich stark ist, jedoch nicht allein als Marker gewertet werden kann. Erheblich ist allerdings der Stellenwert von Sprache als Differenzmarkierer. Der Beitrag beleuchtete hier insbesondere die Perspektive der Migranteneltern und zeichnet in der Analyse das Ergebnis eines zweigeteilten Raums für Sprache und Zugehörigkeit: Kulturelle

sowie soziale Unterschiede werden weniger mit Blick auf ihre Potentiale für transnationale Vergesellschaftungsprozesse gedeutet als vielmehr als Risiko, aus der Gesellschaft »herauszufallen«, und als Nachteil in einer trotz multikultureller Zusammensetzung dominant monolingualen Gesellschaft erfahren.

Im Anschluss an die Sektionsveranstaltung fand die Mitgliederversammlung statt, auf der vor allem die Jahrestagung 2011 geplant wurde, die dann am 24. und 25. November gemeinsam mit der Sektion Medizin- und Gesundheitssoziologie zum Thema »Normierung und Normalisierung der Kindheit« an der Martin-Luther Universität in Halle-Wittenberg veranstaltet wurde.

Seit Anfang 2010 ist aus der Sektionsarbeit heraus ein Nachwuchsnetzwerk entstanden. Im Frühjahr 2010 fand ein Netzwerktreffen an der Martin-Luther-Universität statt, auf dem die einzelnen Mitglieder ihre Dissertations- und z. T. Habilitationsprojekte vorstellten und diskutierten und die zukünftige Arbeit des Netzwerkes geplant wurde. An der Goethe-Universität Frankfurt am Main fand ein weiteres Netzwerktreffen im Rahmen des DGS-Kongresses statt.

Aus der Sektionsarbeit sind u. a. folgende Publikationen entstanden: Im Anschluss an die Jahrestagung 2007 in München wurde ein Band mit den zentralen Beiträgen veröffentlicht: Doris Bühler-Niederberger, Johanna Mierendorff, Andreas Lange (Hg.) (2010), Kindheit zwischen fürsorglichem Zugriff und gesellschaftlicher Teilhabe. Wiesbaden: VS. Aus der Sektionsveranstaltung auf dem 34. Kongress für Soziologie in Jena ist ein Schwerpunktheft der Zeitschrift *Diskurs Kindheits- und Jugendforschung* hervorgegangen (Editoren: Doris Bühler-Niederberger und Johanna Mierendorff). Im Herbst 2011 wurde zum Thema »Kindheit. Heterogenität. Ungleichheit« ein Schwerpunktheft der Zeitschrift für Soziologie der Erziehung und Sozialisation veröffentlicht, das die zentralen Beiträge der Sektionsveranstaltung auf dem 35. Kongress der DGS dokumentiert. (Editorinnen: Tanja Betz und Johanna Mierendorff).

Johanna Mierendorff, Doris Bühler-Niederberger

Sektion Soziologische Netzwerkforschung

Ein Hauptziel der Sektion Netzwerkforschung ist es, den Austausch zwischen Wissenschaftlern über Methoden und Theorien der Netzwerkanalyse und der Netzwerkforschung zu befördern. In beiden Bereichen ist die Soziologie eine Leitwissenschaft, wenn auch hier kein Monopol auf die Analyse und Interpretation von sozialen Netzwerken zu finden ist. Die Netzwerkforschung bietet aber eine Gelegenheit, Soziologie in einer bedeutenden Weise ins Spiel zu bringen, insbesondere wenn die Chancen zur überdisziplinären Zusammenarbeit genutzt werden. Eine Förderung des Austausches innerhalb der Wissenschaft in diesem Sinne bedeutet also, dass wir trotz einer festen Verankerung innerhalb der Soziologie auch nach Möglichkeiten suchen, immer wieder in Kontakt mit anderen Wissenschaftsdisziplinen zu kommen. Es geht uns in diesem Zusammenhang darum, soziologische Themen einzubringen und mit solchen Sichtweisen präsent zu sein. Wir glauben, dass wir damit die Bedeutung der Soziologie in der Wissenschaftslandschaft fördern. Unsere Aktivitäten sind also durch ein Spagat zwischen strengerer Disziplinarität auf einigen Tagungen einerseits und einer großen Offenheit und der Praktizierung von Kontakten in weitere Disziplinen andererseits geprägt. Insofern versuchen wir die Organisation offener Tagungen mit solchen abzuwechseln, die stärker an fachinterne Diskussionen anschließen. Dieser Wechsel kommt im Charakter der Tagungen, über die berichtet wird, zum Ausdruck.

Aktivitäten 2010

Die Frühjahrstagung am 25. und 26. März 2010 am WZB in Berlin befasste sich unter dem Titel: »Netzwerke erfassen, analysieren und verstehen. Zur Integration von Daten, Methoden und Theorien« schwerpunktmäßig mit Überlegungen zu einer stärkeren Verzahnung theoretischer Elemente mit den Methoden der Netzwerkforschung. Auf der Tagung wurden Probleme angesprochen, die bei der Vereinbarung der drei Komponenten in der Forschung entstehen. Beispielsweise ging es darum, welche theoretischen Voraussetzungen bei der Verwendung bestimmter Netzwerkmaße erfüllt sein müssen. In einem anderen Beitrag wurden Differenzen zwischen der Forschersicht auf das Netzwerk und der Sicht der beteiligten Teilnehmer thematisiert. Ein inhaltlicher Schwerpunkt wurde durch Untersuchungen in

Schulen – zum einen an Schülern, zum anderen hinsichtlich des institutionellen Kontextes gebildet. Eine wichtige Erkenntnis war, dass eine moderne soziologische Netzwerkforschung ohne interdisziplinäre Beiträge nicht auskommt, wobei die Soziologie vielen anderen Orientierung gibt, gleichzeitig aber auch die Soziologie von den anderen Disziplinen hinzulernen muss.

Es wurden 20 Vorträge gehalten und mit 110 Teilnehmern war der Saal am WZB sehr gut gefüllt. Die Tagung wurde federführend von *Marina Hennig* unter Beteiligung von *Lothar Krempel* und *Christian Stegbauer* organisiert. Homepage: <http://sites.google.com/site/netzwerkanalyse/home>.

Einige Beiträge der Tagung finden sich im Sammelband: *Marina Hennig, Christian Stegbauer (Hg.) (2012), Die Integration von Theorie und Methode in der Netzwerkforschung*. Wiesbaden: VS. Obgleich die Interdisziplinarität in der Netzwerkforschung von großer Bedeutung ist, zeigte es sich beispielsweise bei der Herausgabe des Tagungsbandes, dass selbst bei gutem Willen, Interdisziplinarität an bestimmte Grenzen stößt. So etwa, wenn die Herausgeber des Tagungsbandes von Informatikern Texte fordern, die auch für die Masse der Sozialwissenschaftler verständlich sind. Diese Forderung aber dazu führt, dass die Beiträge aus der Informatik in einem solchen Band zu »Dienstleistungstexten« werden, während die Sozialwissenschaftler dort Forschungstexte publizieren können.

Eine weitere Tagung, in der Netzwerkforschung eine Rolle spielte, wurde an der Goethe-Universität Frankfurt am Main am 18. und 19. März 2010 unter dem Titel »Ungleichheit aus kommunikations- und mediensoziologischer Perspektive« organisiert. Es wurden 28 Vorträge gehalten. Die Tagung wurde von etwa 80 Teilnehmern besucht. Nähere Hinweise finden sich unter: www.soz.uni-frankfurt.de/Medien-Kommunikationssoziologie/Medienungleichheit/. Auch von dieser Tagung wurde ein Tagungsband produziert: *Christian Stegbauer (Hg.) (2012), Ungleichheit: Medien- und kommunikationssoziologische Perspektiven*. Wiesbaden: VS.

Im Herbst 2010 beteiligte sich die damals noch als AG Netzwerkforschung firmierende Sektion am DGS-Kongress in Frankfurt am Main. Hierbei wurde mit der Sektion Modellbildung und Simulation bei der Gestaltung einer Nachmittagsveranstaltung kooperiert. Das Thema lautete »Transnationale Netzwerke: Theorien, Modelle und empirische Analysen«. Die Veranstaltung wurde von *Christian Stegbauer* und *Ben Jann* organisiert. Ein Highlight der Veranstaltung war der Vortrag von *Jason Beckfield* (Harvard) mit dem Titel: »The Social Structure of the World Polity«.

Zum Bereich der Netzwerkforschung gehörte ferner eine Ad-hoc-Gruppe, die von *Gesa Lindemann* und *Jan Fuhse* auf die Beine gestellt wurde. Dort ging es um: »Diesseits und jenseits von System- und Handlungstheorie? Formen relationaler/relationistischer Soziologie«. Die Sektion war auch an der Organisation des Plenums »Transnationale Ordnungen wirtschaftlichen Handelns« zusammen mit der Sektion Wirtschaftssoziologie und der AG Organisationssoziologie beteiligt.

Sektionswerdung

Im Herbst 2010 wurde dem Antrag auf Umwandlung der zwei Jahre zuvor gegründeten AG-Netzwerkforschung in eine Sektion von den Gremien der DGS stattgegeben.

Aktivitäten 2011

Die Frühjahrstagung der Sektion wurde in Aachen zusammen mit der Sektion Soziologische Theorie von *Roger Häußling* und *Thomas Kron* am 20. und 21. Mai organisiert. Titel der Tagung war »Netzwerke zwischen Gesellschaft und sozialen Situationen«. Die Keynote wurde von *Dirk Baecker* zum Thema »Das Netzwerk zur nächsten Gesellschaft« gehalten. Auf der Tagung wurden zumeist theoretische Probleme diskutiert, die für die Netzwerkforschung eine Rolle spielen. Ein wichtiger Punkt ist dabei der Zusammenhang zwischen Netzwerk und Situation, der gleichzeitig für den Zusammenhang zwischen unterschiedlichen analytischen Ebenen steht. Die elf Beiträge wurden von etwa 60 Teilnehmern teilweise lebhaft diskutiert. Das Programm und die Abstracts lassen sich nachlesen unter: www.sociologie.rwth-aachen.de/aw/cms/website/zielgruppen/techniksoziologie/tagungs_webseite/~ufr/tagungsprogramm/?lang=de

Für die Herbsttagung 2011 waren *Per Kropp* und *Martin Abraham* verantwortlich. Die Konferenz fand an der Universität Nürnberg mit Unterstützung des IAB am 8. und 9. September statt. Mit 15 Vorträgen und über 30 Teilnehmern hatte die Tagung den Charakter einer Arbeitskonferenz. Die Veranstaltung hatte das Thema »Netzwerke und Arbeitsmarkt« und führte damit die netzwerkclassische Studie von Granovetter – zur Bedeutung von

schwachen und starken Kontakten bei der Jobsuche im deutschsprachigen Bereich mit den hier vorhandenen Ressourcen weiter. Klar, dass bei diesem Thema ein Schwerpunkt auf der Präsentation von Ergebnissen aus der Forschung des IAB lag. Auch hier findet sich das Tagungsprogramm mit der Liste der Vortragenden und Abstracts, teilweise auch mit Vortragsfolien im Internet: www.iab.de/de/veranstaltungen/konferenzen-und-workshops-2011/netzwerke_arbeitsmarkt_2011/programm.aspx.

Ausblick auf 2012 und 2013

Ende Mai findet die Tagung »Praxisanwendungen der Netzwerkforschung« in Frankfurt am Main statt. Diese Tagung dient dem Austausch zwischen akademischer Netzwerkforschung und der Anwendung von Erkenntnissen aus dieser Forschung in verschiedenen Praxisfeldern. Die Tagungswebseite findet sich unter: <https://sites.google.com/site/praxisnetzwerkforschung/>.

Im Herbst wird sich die Sektion an drei Veranstaltungen des DGS-Kongresses beteiligen. Zum einen an der Organisation des Plenums »Vielfalt und Zusammenhalt durch Innovationen«. Die nachmittäglichen Sektionsveranstaltungen tragen die Titel: »Sozial-kulturelle Vielfalt und netzwerkartiger Zusammenhalt« und »Neuere Entwicklungen der Netzwerkforschung«.

Im Sommer 2013 findet die größte internationale Konferenz der Netzwerkforscher in Hamburg statt. Es handelt sich um die von der INSNA (International Network of Social Network Analysis) organisierte SUNBELT-Tagung. Hierzu dürften etwa 800 Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler nach Deutschland kommen. Die Tatsache, dass die Tagung nach Deutschland vergeben wurde, hängt auch mit der Wahrnehmung unserer Aktivitäten auf internationaler Ebene zusammen.

Buchreihe Netzwerkforschung im VS-Verlag

In der Buchreihe sind folgende Bücher erschienen: Christian Stegbauer, Roger Häußling (Hg.) (2010), Handbuch Netzwerkforschung; Christian Stegbauer (Hg.) (2010), Netzwerkanalyse und Netzwerktheorie, 2. Aufl.; Jan Mewes (2010), Ungleiche Netzwerke – vernetzte Ungleichheit; Jan Fuhse, Sophie Mützel (Hg.) (2010), Relationale Soziologie; Jan Fuhse,

Christian Stegbauer (Hg.) (2011), Kultur und mediale Kommunikation in sozialen Netzwerken; Marina Hennig, Steffen Kohl (Hg.) (2011), Rahmen und Spielräume sozialer Beziehungen; Marina Hennig, Christian Stegbauer (Hg.) (2012), Die Integration von Theorie und Methode in der Netzwerkforschung; Karoline Krenn (2012), Alle Macht den Banken? Darüber hinaus ist in Vorbereitung Roger Häußling, Betina Hollstein, Katja Mayer, Jürgen Pfeffer, Florian Straus (Hg.), Visualisierung sozialer Netzwerke.

Informationen über Aktivitäten werden über den Verteiler der Mailingliste weitergegeben. Interessenten können sich unter: <https://dlist.server.uni-frankfurt.de/mailman/listinfo/sna-de> selbst eintragen. Auf dem E-Mail Verteiler stehen mittlerweile knapp 500 Adressen, wodurch das große Interesse an dieser Forschungsrichtung dokumentiert wird.

Christian Stegbauer

AG Organisationssoziologie

Bericht zur Tagung »Organisationen im Chaos?« in Potsdam

»Reformierst Du noch oder arbeitest Du schon?« – Unter diesem Leitspruch lud am 14. und 15. Oktober 2011 die AG Organisationssoziologie zu ihrer Herbsttagung mit dem Titel »Organisationen im Chaos« an die Universität Potsdam ein. Die Veranstalterinnen *Maja Apelt* (Potsdam) und *Konstanze Senge* (Hamburg) entfalteten die Frage nach dem Verhältnis von Chaos und Ordnung in Organisationen entlang dreier Fragestellungen: Radikalisiert das Staccato der Reformen organisationale Wandlungsprozesse? Welche Umgangsweisen entwickeln Organisationen daraufhin gegenüber zunehmenden Kontingenz- und Unsicherheitswahrnehmungen? Und von welchem Verhältnis von Wandel und Stabilität muss dabei ausgegangen werden? Diese drei Leitfragen strukturierten als Themenblöcke das Tagungsgeschehen.

Der Focus auf chaotische Zustände in und durch Organisationen schließt dabei an zwei Tagungsagenden der jüngsten Vergangenheit an. Insbesondere verwies Konstanze Senge in ihrer Einführung dabei auf die Freiburger Tagung zu Organisationen und Experten des Notfalls sowie auf die Tagung zum Thema »Scheitern – Ein Desiderat der Moderne?« in Hannover, die bei-

de im September dieses Jahres stattfanden. Im Anschluss daran eröffnete Konstanze Senge die Potsdamer Tagung für eine dezidiert organisationssoziologische Betrachtung der theoretischen und empirischen Bezüge des Entstehens, der Definition, der Erzeugung, der Erduldung und der Verarbeitung von chaotischen Zuständen durch Organisationen und deren Publika.

Torsten Bergt (Hildesheim) eröffnete mit seinem Vortrag »Was ist radikaler organisationaler Wandel? – Zugangsproblematiken zu einem (vorerst) unbestimmten Problem« den ersten Themenblock. Mithilfe der analytischen Unterscheidung von Produktionsreferenz und Vergleichsreferenz wurde ein Ordnungsvorschlag für einen differenzierten Zugang zum Phänomen des beschleunigten organisationalen Wandels vorgebracht und illustriert. Der Begriff der Produktionsreferenz verweist auf die Frage, ob Beschreibungen von Chaos innerhalb oder außerhalb von Organisationen hervorgebracht werden. Der Terminus der Vergleichsdifferenz stellt darauf ab, ob Chaos interorganisational oder intraorganisational konstatiert wird. Im Anschluss an diesen systematisierenden Zugang diskutierte *Hans J. Pongratz* (München) die Potentiale von Schumpeters Diktum der »schöpferischen Zerstörung« für das Verständnis von organisationalem Chaos. Veränderungsprozesse in Organisationen lassen sich auch als Anlassgeber und Katalysatoren für interne Wettbewerbsprozesse begreifen und bringen auf diesem Wege marktäquivalente Koevolutionsmechanismen hervor. Die einzelnen Organisationsmitglieder sind dabei notgedrungen im Modus der kompetitiven Kooperation bzw. des verdeckten Wettbewerbs im Wettstreit um die »bessere Lösung« aufeinander bezogen. Stärker auf die semantische Ebene fokussierte der Vortrag »Organisieren ist re-formieren« von *Athanasios Karafillidis* (Aachen). Darin wurde der Vermutung nachgegangen, dass sich die populäre Diagnose eines radikalisierten Wandels auch als Veränderung der Beschreibung von Wandlungsprozessen verstehen lässt, denn Veränderungsbemühungen sind Organisationen seit jeher alles andere als fremd. Der Wandel ebenjener Beschreibungsformen lässt sich demnach auf spezifische Prozesse der Sichtbarmachung und Unsichtbarmachung zurückführen. Die normativ orientierte Organisationstheorie dunkelt dabei einerseits mit der Betonung von one-best-way-Lösungen und ihrem Fokus auf wirkmächtige Managementinterventionen Kontingenzpotentiale systematisch ab. Zugleich verhilft sie andererseits intendierten Veränderungsprozessen z.B. durch das Eintreten für Beratung und Computerisierung zu einer erhöhten Sichtbarkeit. Im Anschluss daran diskutierte *Hendrik Vollmer* (Bielefeld) in seinem Vortrag »Das Organisieren und Desorganisieren

von Stress« die Frage, warum Organisationen scheinbar dafür gemacht sind, Stress zu erzeugen. Stress wurde hier dezidiert nicht als Summe spezifischer Stressoren begriffen, die es gilt, möglichst vollständig in Listenform zu bannen, sondern als Muster der Anpassung von Organisationsmitgliedern, das immer dann auftritt, wenn die Möglichkeit des Scheiterns antizipiert wird. Besondere Stresspotentiale hüten Organisationen denn auch insoweit, als sie es vermögen, Stress und Stresssignale zu verstetigen. Darauf antwortende Präventionsbemühungen wie etwa der fürsorgliche Tipp, man solle sich nicht stressen lassen, befördern dabei nicht selten die Abwertung von positivem und die weitgehende Tabuisierung von negativem Stress. Im folgenden Vortrag »Non-Sense of Organizational Change« widmete sich *Arndt Sorge* (Potsdam) gewissermaßen den auf Stresserzeugung spezialisierten Initiatoren von Wandlungsprozessen in Unternehmen. Entfaltet wurden die Anforderungen an gelingenden Wandel, verstanden als strategische Um-Orientierung von Unternehmen: Unabdingbar dafür sind demnach zum ersten Legitimitätsgrundlagen für Wandlungsvorhaben, ein Mindestmaß an Authentizität und der Charakter von Transformationsprozessen als Weiterentwicklungen statt als radikale Brüche. Nicht zuletzt Organisationsberatungen neigen dazu, eben jene Faktoren zugunsten eines Gestus des »Umkrempelns« der Organisation zu vernachlässigen und setzen damit den sozialen Zusammenhang des Unternehmens und damit seinen Fortbestand aufs Spiel. Den Abschluss des Themenblocks zur Radikalisierung des Wandels bildete der Vortrag von *Karin Lohr, Thorsten Peetz* und *Romy Hilbrich* (Berlin), die erste Ergebnisse aus dem Forschungsprojekt »Bildungsarbeit im Umbruch? Ökonomisierung von Arbeit und Organisation in Bildungseinrichtungen« vorstellten. Obschon Bildungsreformen sich in Schulen und Universitäten nicht zuletzt in einer Managerialisierung der Leitungen, also im gestiegenen Entscheidungs- und Kostenbewusstsein niederschlagen, bleiben doch zugleich Professionsorientierungen von MitarbeiterInnen, die in direkter Interaktion mit Schülern und Studierenden stehen, überraschend präsent und puffern so die Auswirkungen der untersuchten Bildungsreformen teilweise ab.

Dem Umgang von Organisationen mit Unsicherheit widmete sich der zweite Themenblock der Tagung. Zunächst plädierte *Martin Elbe* (Berlin) für einen Perspektivwechsel in der organisationstheoretischen Betrachtung von Organisationen, der an das medizinische Konzept der Salutogenese anknüpft. Ein solcher ressourcen- statt problemorientierter Zugang zu Organisationen könne nicht zuletzt helfen, die Resilienz von Organisationen

etwa durch geänderte Führungspraktiken zu erhöhen – eine These, an der sich eine lebhafte Diskussion über die empirischen und theoretischen Übertragungschancen von psychologischen Konzepten auf Organisationen als soziale Systeme entzündete. Im Anschluss daran stellten *Ingo Bode* und *Hannu Turba* (Kassel) Forschungsergebnisse aus dem Projekt »SKIPPI« vor, das sich dem organisationalen Feld des Kinderschutzes widmet. Insbesondere Jugendämter, die Bode und Turba als »hybride, scheiterungsanfällige Organisationen« charakterisieren, werden im Zuge der massenmedialen Skandalisierung von Kinderschutzfällen umfassend in Frage gestellt. Das »ganz normale Chaos«, die Arbeit in hochkomplexen, oft diffus anmutenden Hilfesettings avanciert dabei zum bevorzugten Ziel politisch motivierter Reformbemühungen. Als Folge dieser Entwicklung lasse sich eine zunehmende Formalisierung informeller Arbeitsbeziehungen feststellen. Kalkulationsbemühungen werden ausgeweitet und die institutionelle Verankerung des Jugendamtes erodiert. Gerade Reformbemühungen, die sich einer optimierten Organisation des »ganz normalen Chaos« verschreiben, tragen so zu einer Steigerung der zu bewältigenden Komplexität und damit zur Scheiterungsanfälligkeit von Jugendämtern bei. An das Konstatieren chaotischer Zustände knüpfte auch der folgende Vortrag von *Markus Jenki* (Freiburg) »Organisation versus Chaos – Kritik der Antizipation chaotischer Zustände in der nicht-polizeilichen Gefahrenabwehr« an. Den Ausgangspunkt bildeten dabei Videoaufnahmen von sogenannten Großschadenslagen, die im Zuge des Forschungsprojektes SOGRO entstanden sind und den Tagungsteilnehmern auszugsweise präsentiert wurden. Eindrücklich zeigte sich darin, wie bereits das Betreten und Erschließen des Schadensfeldes durch Rettungskräfte neue Ordnung stiftet. Besonders deutlich wurde dies am Beispiel des Triagierens, das eigene Zeithorizonte in die Bearbeitung von Chaos einzieht. Die sich anschließende Diskussion wurde beim gemeinsamen Abendessen fortgesetzt. Dort erreichte uns auch die Nachricht vom (geordneten) Wandel der eigenen Organisationsform: Die AG Organisationssoziologie ist gleichsam in einem Karrieresprung zur *Sektion Organisationssoziologie* innerhalb der DGS aufgestiegen.

Zwei Vorträge, die sich Organisationen des Finanzmarktes widmeten, schlossen den Themenblock des Umgangs mit Unsicherheit am Samstag ab. *Jürgen Beyer* (Hamburg) beleuchtete in seinem Vortrag »Survival of the Weirdest?« aus einer populationsökologischen Perspektive inwiefern Finanzmärkte als chaotische Organisationsumwelten in der Lage sind, die Entstehung nicht-tragfähiger Organisationsmodelle zu befördern. *Fabian*

Brückner (Hildesheim) widmete sich im Anschluss daran den nichtintendierten Folgen des operationalen Risikomanagements von Banken. Das im Zuge von Basel II eingeführte operationelle Risikomanagement führe, so die These, zu einer Verschiebung von Unsicherheit von der Systemebene hin auf die Arbeitsebene der Organisation. Der Versuch, alle Handlungsschritte und Prozessabläufe zu erfassen und zu definieren produziere zwar formal Sicherheit, schränke jedoch notwendige Entscheidungsspielräume systematisch und nachhaltig ein. Ähnlich wie im Fall der von Bode und Turba diskutierten Formalisierung in Jugendämtern wurde hier anschaulich nachgezeichnet, wie durch das Bestreben des Kalkulierens des Unkalkulierbaren eine genuin neue Unsicherheit entsteht. Organisationen laufen Gefahr, dass problematische Entwicklungen sich zu ernsthaften Krisen auswachsen können: Ebenjenen subtilen Zweifel (das »Bauchgefühl«) an bestehenden Situationseinschätzungen (»Hier ist etwas nicht ganz grün«), wird nicht mehr initiativ nachgegangen. Zusätzlich rückt die Nutzung informeller Diskussionsmöglichkeiten durch klarer gezogene Kommunikationswegeregungen in weite Ferne.

Als letztem Themenblock widmete sich die Tagung der Frage nach dem Verhältnis von Stabilität und Wandel von organisationaler Identität. *Kai-Uwe Hellmann* (Hamburg) diskutierte in seinem Vortrag »Innere Führung und die Sprengkraft der Auslandseinsätze« das Problem der Organisationsidentität der Bundeswehr. Bereits die soziologische Verortung dieser Organisation zwischen Politik und Militär stellt angesichts zahlreicher Personalunionen und intraorganisationaler Verflechtungen eine Herausforderung eigener Art dar. Am Beispiel der Krise des Prinzips der »Inneren Führung« verdeutlichte Hellmann anschaulich, wie stark das Selbstverständnis der Bundeswehr, die bis 1990 als reine Drohmacht fungierte, durch den kriegerischen Einsatz im Ausland herausgefordert wird. Während auf höheren Hierarchieebenen das Konzept der inneren Führung weiterhin als zentral angesehen wird, verliert es für den Großteil der rangniedrigeren Soldaten an Identifikations- und Orientierungspotential. An das Verhältnis von Stabilität und Wandel schloss im folgenden Vortrag *Victoria von Groddeck* (München) an. Sie illustrierte am Beispiel der Entwicklung von Kunstvereinen die Fruchtbarkeit einer systemtheoretischen Perspektive auf die Evolution von Organisationen. Abschließend widmete sich *Stefan Kirchner* (Hamburg) dem Konzept der Organisationsidentität aus neoinstitutionalistischer Perspektive und plädierte dafür, die Dichotomie zwischen Variabilität und Wandel von Organisationsidentitäten durch eine Prozessperspek-

tive zu ersetzen, die danach fragt, wann es zu Variabilität und Wandel in organisationalen Identitäten kommt und inwiefern organisationale Identitäten als Lieferanten für die Eigenlogik institutioneller Umwelten gelten können. In einer solchen Perspektive lässt sich Identität als Feedbackprozess mit integrativer und operativer Funktion begreifen. Operativ diene organisationale Identität der Rahmung von organisationalen Aktivitäten. Integrativ vermag sie organisationale Handlungen als konform oder abweichend, als zentral oder peripher zu bestimmen.

Maja Apelt schloss die Tagung mit einem Resümee. Die einzelnen Beiträge zeichneten ein eindrückliches Bild davon, wie stark die Diagnose von chaotischen Zuständen mit unterschiedlichen Beobachterstandpunkten variiere, je nachdem, ob Chaos von Seiten der (normativen) Organisationstheorie, von Beratungsinstitutionen, politischen Beobachtern oder veränderungsinteressierten Mitarbeiter konstatiert wird. Entgegen der etymologischen Deutung von Chaos als Leere und Ödnis, das Arndt Sorge aufgriff, erhellten die Mehrzahl der Beiträge stärker solche Aspekte des Chaos, die sich mit beschleunigten oder tiefgreifenden Prozessen des Wandels verbinden und in dieser Lesart das Gegenbild einer bereits institutionalisierten Ordnung darstellten. Die Diskussion der Wandlungsprozesse in Jugendämtern und Banken, aber auch die Analyse von Rettungseinsätzen illustrierte eindrücklich die unterschiedliche Sichtbarkeit und (Dys-)Funktionalität von Ordnung im vermeintlichen Chaos. Professionelle Orientierungsmuster wirken dabei ebenso strukturierend und damit ordnungsstiftend wie Zweitmeinungen zu Derivaten, die auf dem »kurzen Dienstweg« eingeholt werden.

Ob sich auch organisationstypenübergreifend eine Entwicklung zur »Überorganisation« im Sinne einer Formalisierung von Ermessens- und Entscheidungsspielräumen nachzeichnen lässt, ist hier offen geblieben. Obschon deutlich wurde, dass der Begriff des Chaos' in der Lage ist, vielfältige organisationale Phänomene der Unordnung und Unbestimmtheit zu greifen, deutete sich vereinzelt auch die Notwendigkeit an, entschiedener zu spezifizieren, auf welchen theoretischen Prämissen die jeweilige Argumentation fußt und dadurch die Neuartigkeit der jeweiligen Beiträge klarer herauszuarbeiten. Den Debatten und Beiträgen der Tagung ist es jedoch auf vielfältige und anregende Weise gelungen aufzuzeigen, in welchem unterschiedlichem Ausmaß das ganz normale Chaos in Organisationen Objekt der (In-)Visibilisierung und (De-)Legitimierung werden kann – und zwar von Seiten der soziologischen wie der nichtsoziologischen Beobachter.

Stefanie Büchner

Preis der Fritz Thyssen Stiftung für sozialwissenschaftliche Aufsätze des Zeitschriftenjahrgangs 2010

Zum achtundzwanzigsten Mal wurden durch eine Jury die Preise der Fritz Thyssen Stiftung für die besten sozialwissenschaftlichen Aufsätze in deutscher Sprache vergeben. Der Thyssen-Preis ist der einzige Zeitschriftenpreis in den Sozialwissenschaften außerhalb des englischsprachigen Bereichs. Der Preis wurde von Prof. Dr. Dr. h.c. Erwin K. Scheuch initiiert und wird seit Beginn im Jahre 1981 durch die Fritz Thyssen Stiftung gefördert und durch das Forschungsinstitut für Soziologie der Universität zu Köln (bis 2006 durch das Institut für Angewandte Sozialforschung) koordiniert.

Die Auswahl der Arbeiten erfolgt in zwei Stufen. Die Herausgeber und Redakteure von fünfzehn deutschsprachigen Zeitschriften schlagen jeweils bis zu zwei Aufsätze vor, die anschließend von einer Jury begutachtet werden. Die am Verfahren beteiligten Zeitschriften sind: Berliner Journal für Soziologie, Geschichte und Gesellschaft, Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, Leviathan, Österreichische Zeitschrift für Soziologie, Politische Vierteljahresschrift, Swiss Political Science Review (Schweizerische Zeitschrift für Politikwissenschaft), Schweizerische Zeitschrift für Soziologie, Sociologia Internationalis, Soziale Systeme, sozialer sinn, Soziale Welt, Zeitschrift für Politik, Zeitschrift für Soziologie.

Mitglieder der Jury sind zurzeit: Prof. Dr. Jens Alber (Wissenschaftszentrum Berlin), Prof. Dr. Rainer Geißler (Universität Siegen), Prof. Dr. Ralf Jessen (Universität zu Köln), apl. Prof. Dr. Gertrud Nunner-Winkler (Pullach), Prof. Dr. Heiner Meulemann (Universität zu Köln, Vorsitzender), Prof. Dr. Manfred G. Schmidt (Universität Heidelberg), Prof. Dr. Hans-Georg Soeffner (Universität Konstanz), Prof. Dr. Johannes Weiß (Universität Kassel).

Für das Jahr 2010 wurden von den Zeitschriftenredaktionen 26 Arbeiten zur Prämierung vorgeschlagen. In ihrer Sitzung am 08. Juli 2011 entschied die Jury, für diesen Jahrgang einen ersten Preis und zwei zweite Preise sowie einen dritten Preis zu vergeben.

Den ersten Preis (dotiert mit 1.500 Euro) erhalten:

Carina Schmitt und *Herbert Obinger* (beide Bremen): »Verfassungsschranken und die Privatisierung öffentlicher Dienstleistungen im europäischen Vergleich« (Politische Vierteljahresschrift, Jg. 51, S. 643–664).

Die beiden zweiten Preise (jeweils dotiert mit 1.000 Euro) erhalten:

Anna Christmann (Bern): »Damoklesschwert Referendum? Die indirekte Wirkung ausgebauter Volksrechte auf die Rechte religiöser Minderheiten« (Schweizerische Zeitschrift für Politikwissenschaft, Jg. 16, S. 1–41)

und

Richard Münch (Bamberg): »Der Monopolmechanismus in der Wissenschaft. Auf den Schultern von Robert K. Merton« (Berliner Journal für Soziologie, Jg. 20, S. 341–370).

Den dritten Preis (dotiert mit 500 Euro) erhält:

Gert Pickel (Leipzig): »Säkularisierung, Individualisierung oder Marktmodell? Religiosität und ihre Erklärungsfaktoren im europäischen Vergleich« (Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, Jg. 62, S. 219–245).

Zur Begründung führte die Jury u.a. aus:

Mit dem ersten Preis des Jahrgangs 2010 zeichnet die Jury wieder einmal einen politikwissenschaftlichen Aufsatz aus. Die Autoren Schmitt und Obinger untersuchen in einer international vergleichenden Studie den Einfluss von Verfassungsschranken auf die Privatisierung öffentlicher Dienstleistungen in 21 OECD Staaten zwischen den Jahren 1980 und 2009. Verfassungsschranken werden dabei verstanden als verfassungsrechtliche Rahmenbedingungen, die sowohl den Zeitpunkt als auch den Umfang der Privatisierung öffentlicher Dienstleistungen beeinflussen, da sie unterschiedlich hohe Hürden für Privatisierungen darstellen.

Aus der rechtswissenschaftlichen Literatur kristallisieren die Autoren sechs Parameter heraus, die als privatisierungsrelevante Einflussgrößen intensiv diskutiert werden. Dies sind im Einzelnen: die verfassungsrechtliche Stellung des öffentlichen Dienstes; das Beruhen der Verfassung auf Wohnheitsrecht; die verfassungsrechtliche Verankerung von sozialen Grundrechten; der Umfang des Staatsaufgabenkatalogs; das explizite Eingreifen der Verfassung in den legislativen Kompetenzbereich des Staates; die Festlegung von Staatsprinzipien in einer Verfassung. Insgesamt wird dann als forschungsleitende Hypothese davon ausgegangen, dass je stärker diese Parameter in einer Verfassung verankert sind, desto geringer wird die Privatisierungsintensität öffentlicher Dienstleistungen ausfallen (S. 649). Die

Autoren überprüfen diese Hypothese anhand der Privatisierungsentwicklungen in den Sektoren Post, Telekommunikation und Eisenbahn.

Nach einer systematischen Darstellung der Operationalisierungen der komplexen unabhängigen Variablen Verfassungsschranken anhand von Indikatoren für die sechs Parameter und der abhängigen Variablen Privatisierungsintensität erfolgt der empirische Test mit eigens dafür erhobenen Primärdaten.

Es kann auf der einen Seite gezeigt werden, dass die nationalen sektoralen Privatisierungsverläufe erhebliche Unterschiede im Timing und in der Reichweite formeller und materieller Privatisierung aufweisen. Zum anderen sind auch die verfassungsrechtlichen Schranken für Privatisierungen in den untersuchten Ländern sehr unterschiedlich ausgeprägt: hohe Hürden in Südeuropa und den deutschsprachigen Ländern, niedrigere in den englischsprachigen Ländern. Diese Unterschiede erklären dann auch die Varianz in der Intensität der Privatisierungen, wobei die Hypothese über den negativen Einfluss von Verfassungsschranken auf die Privatisierungsintensität für die Bereiche Telekommunikation und Bahn bestätigt wird, nicht dagegen für das Postwesen. Erklärt wird dieser Unterschied von den Autoren mit einem noch relativ geringen Grad der Privatisierung in diesem Bereich im Vergleich zu den beiden anderen Sektoren.

Der Aufsatz von Schmitt und Obinger behandelt nach Meinung der Jury in vorbildhafter Weise ein politisch relevantes und öffentlich stark diskutiertes Thema. Dies wird in mehrfacher Hinsicht innovativ abgehandelt: da ist einmal die Unterscheidung zwischen formaler und materieller Privatisierung, da ist zum zweiten die Entwicklung eines neuen Messansatzes für das Konstrukt Privatisierungsschranken und da ist letztlich die Erhebung eigener Primärdaten für den empirischen Test. Die Arbeit überzeugt in der Klarheit der Sprache, in der Stringenz der Argumentation und im Aufbau und der Durchführung. Sie ist in dieser Hinsicht ein beispielhafter empirischer Zeitschriftenaufsatz, der zugleich mit seinen Ergebnissen von erheblicher praktischer Relevanz für die Bereiche Politik und Verwaltung, sowie für die Rechtswissenschaft sein kann. Die Jury würdigt daher diese lesenswerte Arbeit durch die Vergabe des ersten Preises für den Zeitschriftenjahrgang 2010.

Die Jury spricht mit der Arbeit von Christmann einer weiteren politikwissenschaftlichen Abhandlung einen der beiden zweiten Preise für den Zeitschriftenjahrgang 2010 zu. Die Autorin behandelt in ihrem Beitrag die indirekte Wirkung ausgebauter Volksrechte (=Referenden) auf die Rechte

religiöser Minderheiten am Beispiel der Schweiz. Empirische Grundlage ihrer Untersuchung ist eine systematische Analyse von kantonalen Parlamentsprozessen mit Hilfe eines qualitativ orientierten statistischen Verfahrens.

In einem ersten Schritt werden – besonders für Nicht-Schweizer interessant und wichtig – der Untersuchungsgegenstand, also die parlamentarischen Prozesse und die Regeln zur Anerkennung von Religionsgemeinschaften in der Schweiz und den Kantonen vorgestellt und typologisiert. Schon in diesem ersten Teil der Arbeit wird deutlich auf die später für die gesamte Analyse so bedeutsamen Unterschiede dieser Prozesse in den einzelnen Kantonen und für die einzelnen Religionsgemeinschaften hingewiesen. Daran schließen sich theoretische Überlegungen an, in denen u.a. die unterschiedlichen Entscheidungslogiken von Parlamentsabstimmungen und Volksentscheiden herausgearbeitet und die Bedeutung von politischen Einstellungen der Eliten einerseits und der Bevölkerung andererseits betont werden. Diese Überlegungen führen die Autorin zur Aufstellung von vier Haupt- und zwei sog. Interaktionshypothesen, in denen die Beziehung intendierter Veränderungen von Anerkennungsregeln (liberale vs. restriktive Regeln) zu den tatsächlich beschlossenen Anerkennungsgesetzen thematisiert wird. Dabei kommt es darauf an, ob nur Teilrevisionen oder eine Totalrevision bestehender Regeln beabsichtigt sind und ob seitens der Eliten Volksentscheide befürchtet werden.

In der empirischen Analyse wird deutlich, dass Minderheitenrechte eher im Rahmen von Totalrevisionen umgesetzt werden, in denen keine Debatten über bevorstehende Ablehnungen durch einen Volksentscheid geführt wurden. Wurde darüber jedoch debattiert, kommen restriktive Regeln zum Tragen. Die Restriktion wird im Falle schlecht integrierter Minderheiten noch verstärkt, etwa bei der Anerkennung des Islam als Religionsgemeinschaft und der Befürchtung einer Ablehnung der Vorlage durch das Volk.

Mit den Ergebnissen ihrer Studie kann die Autorin die postulierte indirekte Wirkung von Volksentscheiden auf den parlamentarischen Beratungs- und Entscheidungsprozess gestützt werden. Der parlamentarische Output in Demokratien mit ausgebauten Volksrechten ist damit ein anderer und unterliegt anderen Logiken als in reinen Repräsentativdemokratien. Die von der Autorin geäußerte Vermutung, dass er näher an der Meinung und den Einstellungen des sog. »Medianwählers« liege, kann mit den hier genutzten Daten nicht beantwortet werden. Eindeutig ist jedoch,

dass ausgebauten Volksrechte in Anerkennungsfragen eine negative Auswirkung für die Anerkennung religiöser Minderheiten haben. Zudem ist entscheidend, um welche Art von Minderheit es sich dabei handelt.

Die Jury zeichnet den Aufsatz von Christmann mit einem zweiten Preis aus. Sie hält ihn für eine – im Rahmen qualitativer empirischer Analysen – souverän geschriebene und geschickt argumentierende politikwissenschaftliche Abhandlung, die zudem, zumindest mit Bezug auf die Schweiz, ein aktuelles Thema aufgreift. Es ergeben sich aber auch Anschlussmöglichkeiten an die grundsätzliche Diskussion über die Integration von Minderheiten jedweder Art in ihren jeweiligen Mehrheitsgesellschaften.

Mit einem weiteren zweiten Preis wird der Aufsatz von Münch ausgezeichnet, in dem kenntnis- und argumentationsreich die zunehmende Ökonomisierung der Wissenschaft problematisiert wird. Ausgangspunkt der Erörterungen des Autors ist die These, dass »die im Kontext der weltweiten Verbreitung von New Public Management (NPM) zu beobachtende Umwandlung von Universitäten in Unternehmen, die sich einem Wettbewerb um Wissenschaftler, Studierende und Forschungsgelder liefern, den Monopolmechanismus befeuert« (S. 342). Es wird der Nachweis geführt, dass dieses neue, output-orientierte Leitbild einer Wissenschaftsförderung gerade nicht den wissenschaftlichen Wettbewerb um die besten zukunftsorientierten Ideen beflügelt, sondern zu oligopolistischen Strukturen im Wissenschaftsbetrieb führt, in denen Leistungs- und Prestigestrukturen langfristig festgeschrieben werden.

Die Wirkungsweise des auch im Bereich der Wissenschaft auf Marktmacht basierenden Monopolmechanismus – im Sinne des durch R. K. Merton bekannt gewordenen Matthäus Effektes –, wird im Aufsatz an zwei Beispielen auf überzeugende Art und Weise dargestellt: Zum einen an der Hierarchisierung von Fachzeitschriften auf Grund der Dominanz des vermeintlich Qualität verbürgenden Impact Factors und zum Anderen, eng damit verbunden, an der Hierarchisierung ganzer Fachbereiche und Universitäten. Der Autor zeigt auf, dass in der Wissenschaft materielle und symbolische Mechanismen zusammenwirken und über eine weltweite Integration des Feldes eine übergreifende, globale Ungleichheit erzeugt wird, die das frühere fruchtbare Nebeneinander nationaler Wissenschaftssysteme und Fachkulturen abgelöst hat. Verantwortlich hierfür sind nach Auffassung des Autors die weltweiten Reformen nach der Leitidee des NPM und neue Instrumente der Qualitätssicherung. Marktmacht und Exklusivität führen damit auch in der Wissenschaft zur Kapitalakkumulation und

lassen auf der Basis neuer Steuerungsleitlinien in weitgehend noch unregulierten Märkten die Unterschiede zwischen Ländern, umso stärker hervortreten: So ist etwa global gesehen, Wissenschaft und Forschung in den USA dem Rest der Welt in den letzten Jahrzehnten weit enteilt. Aber auch auf nationaler Ebene verstärken sich die Unterschiede zwischen Universitäten nicht nur in den USA, sondern auch in Großbritannien und in Deutschland. Hier besonders zwischen den hochschulfreien Forschungseinrichtungen und denen in Universitäten.

Gibt es Möglichkeiten, diesen Entwicklungen, vom Verfasser als Schließung der Wissenschaftsevolution bezeichnet, entgegenzuwirken? Dieser Frage widmet sich der letzte Teil des Aufsatzes, in dem drei Strategien herausgearbeitet werden, die dem Matthäus Effekt widerstehen könnten. Da ist einmal die Verstärkung der Pluralität von Instanzen der Qualitätssicherung, da ist zum Zweiten der Aufbau von Gegenmacht zur vorhandenen Macht im Sinne der Stärkung traditioneller wissenschaftlicher Leitideen wie sie etwa von Merton identifiziert wurden: Universalismus in der Begründung von Wissen, Kommunismus in der Teilhabe am Wissen, Skeptizismus in der Einstellung zum Wissen und Uneigennützigkeit in der Generierung von Wissen. Hinzukommen muss letztlich eine stärkere Öffnung von Spielräumen für methodologische Vielfalt.

Die Arbeit von Münch greift nach Auffassung der Jury ein aktuelles und brisantes Thema der Wissenschaftsforschung auf und ist damit gleichzeitig auch wissenschaftspolitisch hoch relevant. Auf der Basis eines logischen Aufbaus mit einer klaren Hypothese direkt am Anfang der Arbeit, gelingt dem Autor der Nachweis, dass die momentan favorisierte Form der Steuerung wissenschaftlicher Forschung den Erkenntnisfortschritt nicht notwendig fördert, sondern den Wettbewerb um wissenschaftliche Ideen nachhaltig behindert. In einem in Teilen sich selbst verstärkenden Prozess reproduzieren sich bestehende Ungleichheits- und Machtverhältnisse im Feld der wissenschaftlichen Forschung. Es ist das Verdienst des Autors, die entsprechenden empirischen Belege für diesen Monopolmechanismus in überzeugender Art und Weise mit seinen konflikttheoretischen Ausführungen zu verbinden und damit eine Arbeit vorzustellen, die von der Jury als insgesamt vorbildhaft angesehen und daher mit einem der beiden zweiten Preise ausgezeichnet wurde.

Mit dem dritten Preis für den Zeitschriftenjahrgang 2010 wird eine religionssoziologische Arbeit von *Pickel* ausgezeichnet. Theoretische Ausgangspunkte bilden die drei in der aktuellen Religionssoziologie dominie-

renden Ansätze: die traditionell bedeutsame Säkularisierungstheorie, die Individualisierungstheorie und das aus der US-amerikanischen Diskussion stammende Marktmodell des Religiösen. Es wird der Frage nachgegangen, inwieweit diese drei theoretischen Grundpositionen auf die Entwicklung der Religiosität und Kirchlichkeit im geeinten Europa anwendbar sind bzw. ob zusätzliche, gerade für Europa gültige Annahmen notwendig sind, um religiöse Vitalität besser erklären zu können.

Im Anschluss an eine Gegenüberstellung der theoretischen Ausgangsbedingungen folgt eine kurze Darstellung der Datenbasis (Daten aus den World Values Surveys, dem International Social Survey Program, dem Eurobarometer und dem European Social Survey) und der wichtigsten Indikatoren und Operationalisierungen. Daran schließt sich die Erörterung der Frage an, ob für den Fall Europa von einem Rückgang oder einer Revitalisierung kirchlicher Integration auszugehen ist. Mit wenigen Ausnahmen existiert in Europa zwanzig Jahre nach den politischen und sozialen Umbrüchen immer noch eine weit verbreitete Kultur einer formalen Kirchenzugehörigkeit. Die hierbei festzustellenden länderspezifischen Unterschiede verstärken sich bei der Betrachtung eines weiteren Indikators für religiöse Vitalität, dem Gottesdienstbesuch. Hier werden erste Anzeichen für die Notwendigkeit eines Rückgriffs auf historisch-kulturelle Erklärungen beobachtbar, mit denen der Autor das empirische Fundament der Säkularisierungstheorie zu stärken beansprucht.

Dieses Argument einer kulturellen Pfadabhängigkeit des Religiösen in Europa steht in den weiteren Abschnitten des Aufsatzes im Vordergrund der Ausführungen. Hier werden die drei theoretischen Ansätze direkt einander gegenübergestellt: einmal steht die Alternative Säkularisierung oder Individualisierung im Zentrum der Erörterungen und dann die Alternative Säkularisierung oder Marktmodell. Die Ergebnisse zur ersten Frage bestätigen die Vermutung des Autors, dass Prozesse der Individualisierung in Europa eher konform mit denen der Säkularisierung verlaufen und keine eigenständige Erklärung für die Entwicklung des Religiösen in den letzten zwanzig Jahren bieten. Die Ergebnisse der zweiten Gegenüberstellung zeigen, dass die Kernannahmen des Marktmodells für Europa nicht zutreffen. Zusammenhänge zwischen staatlicher Regulierung des Religiösen und religiösem Angebot auf der einen Seite und zwischen Wettbewerb auf dem religiösen Markt und religiöser Vitalität auf der anderen Seite sind für europäische Länder nicht in gleicher Weise beobachtbar wie in den USA bzw. sie weisen in eine den Annahmen des Marktmodells entgegenstehende Rich-

tung. Damit bestätigt sich die Annahme des Autors, dass in Bezug auf die Relevanz des Marktmodells Europa offensichtlich als ein Sonderfall betrachtet werden muss, in dem die Grundannahmen des Modells nicht gelten.

Zusammenfassend kommt Pickel nach seinen differenzierten Analysen zu dem Schluss, dass einerseits die Säkularisierungstheorie immer noch hilfreich für die Erklärung der religiösen Entwicklung in Gegenwartsgesellschaften ist. In dieser Hinsicht ist sie den beiden anderen theoretischen Ansätzen überlegen. Andererseits deuten die komparativen Ergebnisse darauf hin, »dass ein allein auf Modernisierung und ihren Dynamiken beruhendes Modell zur Erklärung religiöser Vitalität nicht ausreicht« (S. 239). Die Entwicklungen in den europäischen Ländern mit ihren je spezifischen kulturellen Pfaden müssen in den Ansatz der Säkularisierungstheorie eingebunden und in die empirischen Analysen eingebracht werden. Zu diesen kulturellen Pfaden gehören etwa die konfessionellen Traditionen und Prägungen oder die in der Vergangenheit staatlicherseits ausgeübten Repressionen des Religiösen. Der Autor plädiert abschließend dafür, eine »kontextualisierte Säkularisierungstheorie« zum Bezugsrahmen einer empirischen Erfassung und Deutung der Entwicklung von Religiosität in Gegenwartsgesellschaften zu machen.

Die mit einem dritten Preis ausgezeichnete Arbeit von Pickel stellt nach Meinung der Jury einen vorbildhaften theoriegeleiteten empirischen Aufsatz dar, in dem besonders sein Aufbau, seine durchgängig klare und abwägende Argumentation und eine systematische empirische Prüfung der Hypothesen hervorzuheben sind. Die Ergebnisse der Analysen sind zudem innovativ, als sie in der Lage sind, religionssoziologische Fragestellungen weiter anzuregen und zu präzisieren.

Karl-Wilhelm Grümer

Habilitationen

Dr. Takemitsu Morikawa hat sich am 24. Januar 2012 an der Kultur- und Sozialwissenschaftlichen Fakultät der Universität Luzern habilitiert. Die Habilitationsschrift trägt den Titel »Verortung Japans. Der Schriftsteller Mori Ôgai, interkulturelle Vermittlung und Romantik«. Die *venia legendi* lautet Kultursoziologie.

Call for Papers

Soziale Ungleichheit und transnationales Kapital

Tagung der Sektion Soziale Ungleichheit und Sozialstrukturanalyse in Kooperation mit dem DFG-Projekt Transnationales Bildungskapital und soziale Ungleichheit, WZB Berlin, 9. und 10. November 2012

Die nationalstaatlich verfassten Gesellschaften befinden sich spätestens seit den 1970er Jahren des letzten Jahrhunderts in einem tief greifenden Transformationsprozess, den viele Autoren mit den Begriffen Globalisierung und Transnationalisierung beschrieben haben. Die Veränderungen dieser Kontextbedingungen sind mit neuen Anforderungen an und Chancen für die Menschen verbunden. So hat sich das Anforderungsprofil an die Berufstätigkeit und die dort nachgefragten Qualifikationen im Zeitverlauf verändert. »Transnationales Kapital« – Ausbildung im Ausland, Auslandserfahrung, Mehrsprachigkeit – scheint zu einem zunehmend nachgefragten Qualifikationsmerkmal geworden zu sein.

Im Mittelpunkt der Tagung stehen dabei sowohl die Analyse der sozialstrukturellen Voraussetzungen der Entstehung von transnational verwertbaren Fertigkeiten und Zertifikaten (die dann wiederum zur Entstehung einer transnationalen Elite beitragen) als auch die Frage nach den möglicherweise sozial ungleich verteilten Verwertungsmöglichkeiten transnationalen Kapitals. Somit wird zum einen vor allem auf die familialen und institutionellen Bedingungen fokussiert, die zur Ausbildung von transnationalem Bildungskapital und von transnationalen Eliten beitragen. Zum anderen geht es um eine genauere Klärung, unter welchen Voraussetzungen und in welchen Kontexten transnationales Kapital auf den weiteren Ausbildungs- und Berufsweg einwirkt und inwieweit dabei bestehende soziale Ungleichheiten reproduziert oder verändert werden.

Auf der Individualebene sollen folgende Fragen im Mittelpunkt stehen: In welchem Maße ist die Verfügung über transnationales Bildungskapital

ähnlich wie andere (Humankapital-)Ressourcen sozial ungleich verteilt, so dass manche Menschen besser auf das veränderte Anforderungsprofil antworten können als andere. Konkret: Welche Schüler verbringen ein Jahr im Ausland, gehen auf internationale Eliteschulen, besuchen zweisprachige Schulen? Welche Eltern schicken ihre Kinder in internationale Kindergärten und verschaffen damit ihren Kindern frühzeitig einen Vorsprung? Welche Motive und Begründungen liegen den Investitionsentscheidungen der Eltern zu Grunde? Wie wird transnationales Kapital auch innerhalb der Familien vermittelt? In welchem Maße wirkt sich das frühzeitig erworbene transnationale Bildungskapital auf den weiteren Ausbildungsweg und den Berufseinstieg aus? Werfen die getätigten Investitionen tatsächlich die antizipierten Renditen ab? Lassen sich Unterschiede in der »Wertigkeit« transnationalen Kapitals identifizieren?

Auf der Meso- und Makroebene stellen sich folgende Fragen: Welche Infrastruktur an Anbietern auf dem Bildungsmarkt hat sich im Zeitverlauf entwickelt, die sich auf die Ausbildung transnationaler Eliten bzw. die Vermittlung transnationalen Kapitals spezialisiert haben (Privatschulen, Internate, Vermittlungsagenturen)? Inwiefern wirken diese Anbieter selbst auf den weiteren Ausbildungsweg von Schülern ein? In welchem Maße ist der Zugang zu diesen Institutionen von Ressourcen abhängig, die wiederum sozial ungleich verteilt sind? Welche Skripte und Ideologien von der Notwendigkeit zur Transnationalisierung entwickeln diese Institutionen? Wie verteilt sich transnationales Kapital entlang bestimmter sozialstruktureller Kategorien in der Bevölkerung? Welche Rolle spielt transnationales Kapital bei der (Re-)Produktion von Klassenverhältnissen?

Reisekosten für Referenten und Referentinnen können voraussichtlich anteilig übernommen werden. Mitverantwortlich für die Tagung aus dem Vorstand der Sektion Soziale Ungleichheit und Sozialstrukturanalyse ist Prof. Dr. Steffen Mau (Universität Bremen). Vortragsangebote mit einem **maximal 1-seitigen Abstract** werden bis zum **30. April 2012** per E-Mail erbeten an:

Prof. Dr. Jürgen Gerhards

Dr. Silke Hans

Dipl.-Sozw. Sören Carlson

E-Mail: transnat2012@zedat.fu-berlin.de

Kampf um Images

Tagung der Sektion Kulturosoziologie, Justus-Liebig Universität Gießen,
9. und 10. November 2012

Der Kampf um Bilder, um ihre Herstellung, ihren Einsatz, ihre Rezeption und Bedeutung reicht sehr weit in die Kulturgeschichte zurück. Frühe Beispiele finden sich im Bereich religiöser Darstellungen oder der Ikonographie von Macht und Herrschaft – etwa als ikonoklastische Bewegungen oder Auseinandersetzungen um den Bildeib des Königs.

Von einem Kampf um Images zu sprechen bedeutet, einem Medienumbruch und einem damit zusammenhängenden soziokulturellen Wandel Rechnung zu tragen, mit dem die Kämpfe um Bilder neue Formen und Funktionen annehmen. Denn mit der Einführung technischer Bildmedien verändern sich der Stellenwert und die Bedeutung öffentlich kommunizierter Bilder und der daran angeschlossenen Formen der Vergesellschaftung und damit auch die bildbezogenen Konfliktlagen: Zum einen verkoppeln »realistische« Bilder die gezeigten Oberflächen in neuer Weise mit der Identität der in ihnen zur Erscheinung gebrachten Objekte. Zum anderen führt die technische Reproduzierbarkeit, Vermassung und Marktförmigkeit der Bilder zur Entstehung öffentlicher (Bild-)Räume, in denen die Identitäten verschiedener Sinnangebote primär über Bilder kommuniziert werden. Und nicht zuletzt steigern die neuen Bildmedien (beginnend mit der Fotografie im 19. Jahrhundert) die Partizipationsmöglichkeiten breiter Teile der Bevölkerung auf der Seite der Medienproduktion.

Die Tatsache, dass das Wort *Image* in den 1950er Jahren Eingang in die Alltagssprache findet und nunmehr einen Topos der Gegenwartsgesellschaft darstellt, ist ein Indiz dieser Entwicklungen. Das Wort zielt nicht auf die in den Kunst- und Bildwissenschaften tradierte Unterscheidung von *image* und *picture*, mit der darauf hingewiesen wird, dass in visuellen Bildern (*picture*) ein *Sujet* (*image/imago*) zum Tragen kommt, dass also im Medium des Sichtbaren das Unsichtbare (Vorstellungen, (Stereo-)Typen, Ideen, Theorien) angespielt wird. Es bringt vielmehr die *Reflexivität* im Umgang mit Bildern und deren *Identitätsbezug* zum Ausdruck: Man spricht von etwas als einem *Image* im Bewusstsein darum, dass es sich nicht um die Identität des Objektes *an sich*, wohl aber um eine (visuelle) Darstellung mit Identitätsrelevanzen und -ansprüchen handelt.

Ausgehend von diesem Befund verstehen wir unter Image-Kommunikation Prozesse der Schematisierung von Identität, in denen medial ver-

breitete Bilder und Bildkomplexe als Bezugsrahmen der *Identifizierung* und *Qualifizierung* sozialer Objekte (Dinge, Personen, Gruppen, Organisationen u.a.) genutzt und reflektiert werden. Dieser Prozess kann sich produktiv in der ästhetischen Produktion ebenso ereignen wie in der Medienrezeption, die eine Darstellung als Image identifiziert. Einzelne Images sind diesem Verständnis zufolge Entitäten, die im Prozess der Image-Kommunikation über Wiederholungen und Typisierungen kondensieren und durch ein jeweils spezifisches Bündel visualisierter Identitätsattribute gekennzeichnet sind. Die Bedeutungsmodulationen von »Image« in verschiedenen Anwendungskontexten des Alltags haben ihren Kern, ihren Ausgangs- und Haltepunkt in den über die Verbreitungsmedien reproduzierten Bild-Images und den stärker formalisierten und professionalisierten Image-Kommunikationen (z.B. der Werbung).

Indem nun Images in die verschiedenen sozialen, kulturellen und gesellschaftlichen Kontexte eingebettet sind, stehen sie notwendigerweise im Spannungsfeld unterschiedlicher Figurationen mit unterschiedlichen Interessenlagen. So kämpfen nicht nur Politiker, sondern auch Konsumprodukte, Non-Profit-Organisationen, Kirchen, soziale Bewegungen und neuerdings auch Bildungseinrichtungen (z.B. Universitäten) auf verschiedenen (Medien-) Bühnen um »gute« (Bild-)Images. Image-Kämpfe liegen dabei umso näher, als unter computerisierten Medienbedingungen (u.a. Internet) die Partizipationsmöglichkeiten und damit auch die (Image-)Konkurrenzbedingungen nochmals forciert werden.

Im Unterschied zur politischen Ikonographie, die sich vorwiegend mit Visualisierungen institutionalisierter Macht beschäftigt, sollen im Rahmen der Tagung Kontexte und soziale Prozesse in den Blick genommen werden, in denen Images als Ressource der Herstellung und Erhaltung von Anerkennung, Macht und Teilhabe eine wichtige Rolle spielen. Mit dem Begriff des Kampfes können dementsprechend – Max Weber folgend – Prozesse gemeint sein, die Macht nicht voraussetzen, wohl aber als »Bewerbung um Verfügungsgewalt über Chancen« zu verstehen sind, aber auch – Foucault folgend – Widerstand, der sich als durchsetzungsfähiger Gegenspieler der Macht entfaltet. Die Tagung will Image-Kämpfe im Rahmen verschiedener gesellschaftlicher Felder und deren Auseinandersetzungspotential ergründen (Interaktionen, Organisationen/Institutionen, Netzwerke, Kulturen, Felder, Subsysteme).

Dabei können Images von

- Weiblichkeit/Männlichkeit
- Jugend/Alter
- Modernität/Tradition
- Heteronormativität/Queerness
- sozialer Distinktion und vielem mehr angesprochen werden.

Von Interesse können dabei Fragen wie die folgenden sein: Mit welchen Inszenierungsformen und Semantiken werden Image-Erfolge angezielt? Welche Konkurrenzbedingungen und Regeln bestimmen im jeweiligen Kontext den Kampf um Images? Wie stehen Formen institutionalisierter und nichtinstitutionalisierter Macht im Kampf um Images in Beziehung? In welchen Bereichen und wozu sind Images Kampfmittel? Welche Bedingungen (sozialen Ordnungen) entscheiden über die Kampfmittel, das Verhalten der Image-Kämpfer und deren (Miss-)Erfolge?

Wir freuen uns auf theoretische und empirische Beiträge, die sich mit den genannten Fragen auseinandersetzen und einen Beitrag dazu leisten wollen, den »Kampf um Images« in unterschiedlichen Bereichen zu umreißen. Wir bitten um Exposés (max. 2500 Zeichen) und einer Kurzbiografie bis zum **26. Mai 2012** an:

Prof. Dr. Jörn Ahrens
Joern.Ahrens@sowi.uni-giessen.de

Prof. Dr. Lutz Hieber
Hieber@ish.uni-hannover.de

Dr. York Kautt
York.Kautt@sowi.uni-giessen.de

Studentisches Soziologiemagazin

Themenheft: Wirtschaft – Arbeit – Märkte.
Der »Unternehmer als schöpferischer Zerstörer«?

Diese Frage stellten sich schon Joseph Schumpeter und Werner Sombart, aber auch für die Klassiker Karl Marx, Georg Simmel und Max Weber standen die gesellschaftlichen Wechselwirkungen zwischen Wirtschaft, Ar-

beit und Märkten im Vordergrund. Willkommen sind in unserer nächsten Ausgabe wieder alle soziologischen Zugänge und Methoden, sodass sich der Blick auf die ökonomischen Akteure und Praktiken, ebenso aber auch auf Marktstrukturen oder Finanzsysteme richten kann. Folgende Fragen können für deinen Beitrag als Orientierung dienen:

Welche gesellschaftlichen Wechselwirkungen bestehen zwischen Religion, Kultur, Geschlecht und Wirtschaft? Inwieweit beeinflussen Wirtschaftsinteressen innovatives Handeln? Wie werden nachhaltiges Handeln und ein alternativer Konsumstil möglich?

Welchen Wandel erfährt die Ware Arbeit in der Innovations- und Wissensgesellschaft? Werden wir alle zu Arbeitskraft- oder KreativunternehmerInnen? Welche Auswirkungen hat das Internet auf unsere Arbeitsformen? Was wird aus den Gewerkschaften?

Was bedeutet das »unternehmerische Selbst« für unseren Alltag? Wie prägen sich in den sozialen Praktiken unterschiedliche Marktrationalitäten aus? Stehen Marktmächte und Massenproteste in Beziehung? Was sagt der Preis über gesellschaftliche Güter aus? Nachdem das Geld die Märkte demokratisiert zu haben schien, üben Finanzinstitutionen nun großen Einfluss aus – tritt das Geld, wie Georg Simmel einst fragte, an die Stelle Gottes?

Der Weg zur ersten Publikation – Wie wird's gemacht?

Du hast einen Vortrag gehalten, eine Hausarbeit oder einen längeren Essay zu diesem Themengebiet geschrieben und möchtest deine Ergebnisse in Form eines Artikels in den nachwuchswissenschaftlichen Diskurs einbringen? Dann freuen wir uns über Deine Einsendung! Du kannst uns auch – themenunabhängig – weitere soziologische Beiträge, Rezensionen oder Tagungsberichte schicken. Unsere aktuellen »Hinweise für AutorInnen« findest du auf www.soziolegiemagazin.de. Sende deinen Beitrag bis zum **1. Juni 2012** an redaktion@soziologiemagazin.de.

Tagungen

The Marketization of Society: Economizing the Non-Economic

Conference organized for the DGS-sections Sociological Theory and Economic Sociology, University of Bremen, June 1 and 2, 2012

The marketization of contemporary society, especially of non-economic sub-systems such as health care, education, arts, or science, has been a hot topic of public debates as well as a subject of many empirical studies. Since the market as a basic governance mechanism is primarily associated with the economic sub-system of modern society, marketization can be seen as the mechanism by which other societal sub-systems are subjected to a deliberate policy of economizing. That is to say, the sub-systems' actors increasingly have to take financial profits and costs into consideration.

Several empirical studies of particular sectors of society provide us with most of the specific empirical knowledge we have about marketization and economizing whereas theories of society, economic sociology, and governance studies aim at a more generalized theoretical level of analysis. Since there have already been numerous national and international sector-specific conferences about the marketization and economizing of higher education, cultural institutions, or health care, among others, this conference will focus on a more general theoretical level. In particular, the following questions are guidelines for presentations and discussions:

How can the economizing of the non-economic spheres of society be conceptualized? What are the constitutive properties of this phenomenon, and what types of it can be distinguished – with marketization as a prominent but not the only type?

How do dynamics of economizing and marketization proceed? What are their origins, conditions, and mechanisms, and what determines their strength? How do typical conflicts about the introduction and establishment of measures of economizing look like?

What are the consequences of economizing and marketization? To which extent are intended consequences reached, and which unintended and undesired consequences happen? Which functional and dysfunctional outcomes can be discerned, and from whose perspective?

The conference program includes presentations by:

Bob Jessop (Lancaster): Understanding the »economization« of social formations

Alexander Ebner (Frankfurt am Main): Reflections of marketization building on the perspectives of Polanyi and Habermas

Patrick Le Galès (Paris): The role of the state in the economization of non-economic sectors of society

Andreas Langenohl (Gießen): The economy, the market, and exchange: Notes on non-identities

Ulrich Brückeling (Freiburg): The subject in the marketplace

Ingo Bode (Kassel): Welfare markets in retirement provision and elderly care: Two stories, one culture

Tanja Klenk, Jonas Pieper (Potsdam, Bremen): Picking the cherry or biting the bullet? How social conflicts about privatization challenge the legitimacy of public and private actors

Gernot Grabber, Jonas König (Hamburg): From emergence to economization – Reflexive relationship management on social network sites

Dominik Akyel (Köln): From de-traditionalization to prize-consciousness: The economization of funeral consumption in Germany

Ivonne Küsters (Dortmund): Exploring the marketization of art in music managers' practises

Marino Regini (Milan): A marketization of European universities? The role of external demand and internal actors

Michael Hölscher (Heidelberg): How do varieties of capitalism influence marketization in higher education? A comparison of 22 OECD countries

Thorsten Peetz (Berlin): Mechanisms of economization in educational organizations

Jens Schlammelcher (Bochum): From community to marketised organisation: Transformations of German parishes

Anna Henkel (Bielefeld): Economization, managerialization, and reification. Societal conditions of economizing pharmacists and the church

Conference organizers are Ute Volkmann and Uwe Schimank (University of Bremen). The conference takes place at the University of Bremen, GW 2 building, Room B 3009. Further information and the registration modalities can be found on the DGS-homepage: www.sozioologie.de → Kalender.

Karl-Dieter Opp Die Produktion historischer ›Tatsachen‹

Diese Arbeit beschäftigt sich mit der Demonstration in Leipzig am 9. Oktober 1989, einer bedeutenden Episode in der Geschichte der Friedlichen Revolution. Allgemein wird dabei von 70.000 Demonstranten ausgegangen. Es wird gezeigt, dass diese Zahl eindeutig falsch ist. Die Studie, auf die sich diese Arbeit konzentriert, ist jedoch kein Beispiel für das Fingieren, sondern vielmehr für den nachlässigen Umgang mit Daten. Die Lehren, die im letzten Abschnitt aus diesem Fall gezogen werden, treffen jedoch auch auf fingierte Daten zu.

This paper deals with the demonstration in Leipzig on October 9, 1989, an important episode in the history of the East German Revolution. It is generally held that 70,000 demonstrators participated. This paper shows that this number is clearly wrong. The case study this paper focuses on is not an example of the faking of data, but rather of negligent data handling. However, it is argued that the lessons from this case discussed in the final section hold for faked data as well.

Frank Welz Vorläufer, Zeitgenossen und Pioniere

Die *kognitive* Identität der Soziologie ist fragmentiert. In der Kanonisierung des Klassischen bildet sie sich aus. In der Phase der Etablierung der Soziologie stabilisierten Klassiker im Typus des *Vorläufers* erstens die *historische* Identität aktueller Schulen. Später avancierten sie zweitens zu *Zeitgenossen*, deren Werke ihre Aktualität nicht verloren haben, und steuern darin zum Variationsreichtum der *institutionellen* Verankerung der Soziologie bei. Der Beitrag argumentiert, dass im ›anything goes‹ der gegenwärtigen Disziplin die Klassikerdiskussion drittens zur Erneuerung einer streitbaren *kognitiven* Fachidentität beitragen kann, wenn sie in historisch-epistemologischen Untersuchungen als *Pioniere* von Denkart verstanden werden, deren Kenntnis den jeweiligen Zeitbezug der soziologischen Problemstellungen nicht streicht und insofern eine selektivere Orientierung im Labyrinth der Gegenwartssoziologie erlaubt.

Sociology's *cognitive* identity is fragmented. It has been evolving by canonizing its classics. On the one hand, as sociology became established, interpretations of its ›classics‹ as the *predecessors* of current schools of sociology stabilized the *historical* identity of the latter. On the other hand, the classics became more important as *contemporaries* whose works remain current and contribute to the multiplicities of its *institutional* anchoring. The article argues that in the current condition of ›anything goes‹ in sociology, the discussion of the classics has the capacity to contribute to the renewal of the discipline's *cognitive* identity, if the classics are being interpreted as *pioneers* of modes of thought according to historical epistemology.

Klaus Lichtblau

Theodor W. Adornos ›Theorie der Gesellschaft‹

In diesem Beitrag werden Adornos Vorstellungen hinsichtlich einer kritischen Theorie der Gesellschaft rekonstruiert, wie sie dieser im Zeitraum von 1948 bis zu seinem Tod im Jahre 1969 entwickelt hatte. Bezug nehmend auf die von Jürgen Habermas in den letzten zwanzig Jahren vollzogene Abwendung von der Soziologie zugunsten der Philosophie wird abschließend die Frage nach der Zukunft der Kritischen Theorie gestellt.

This contribution deals with Adornos ideas concerning a Critical Theory of Society from 1948 up to his death in 1969. Jürgen Habermas' progressive dissonance in relation to modern sociology in the last twenty years gives rise to the question of the future of Critical theory.

Wir bitten Sie, bei der Fertigstellung Ihres Manuskriptes folgende Hinweise zur Textgestaltung zu berücksichtigen:

Bitte verwenden Sie die neue deutsche Rechtschreibung, verzichten Sie möglichst auf Abkürzungen und formulieren Sie Ihren Beitrag in einer geschlechtergerechten Sprache.

Fußnoten nur für inhaltliche Kommentare, nicht für bibliographische Angaben benutzen.

Literaturhinweise im Text durch Nennung des Autorennamens, des Erscheinungsjahres und ggf. der Seitenzahl in Klammern. Zum Beispiel: (König 1962: 17). Bei *zwei Autor/innen* beide Namen angeben und durch Komma trennen, bei *drei und mehr Autor/innen* nach dem ersten Namen »et al.« hinzufügen.

Mehrere Titel pro Autor/in und Erscheinungsjahr durch Hinzufügung von a, b, c ... kenntlich machen: (König 1962a, 1962b).

Bei *wiederholter Zitierung* ein und derselben Quelle Literaturhinweis wiederholen, nicht Abkürzungen wie »a.a.O.« oder »ebda.« benutzen.

Mehrere aufeinander folgende Literaturhinweise durch Semikolon trennen: (König 1962: 64; Berger, Luckmann 1974: 137)

Auf die Angabe von *online-Quellen* im Text sollte nach Möglichkeit verzichtet werden. Ist dies unvermeidlich, bitte URL mit Datum des Aufrufs angeben: (<http://www.sueddeutsche.de/wissen/artikel/625/56569>, 23. Juni 2007)

Literaturliste am Schluss des Manuskriptes: Alle zitierten Titel alphabetisch nach Autorennamen und je Autor/in nach Erscheinungsjahr (aufsteigend) geordnet in einem gesonderten Anhang auführen. Hier bei mehreren Autor/innen alle namentlich, durch Kommata getrennt, nennen. Verlagsort und Verlag angeben.

Bücher: Luhmann, N. 1984: Soziale Systeme. Grundriss einer allgemeinen Theorie. Frankfurt/ M.: Suhrkamp.

Zeitschriftenbeiträge: Müller-Benedict, V. 2003: Modellierung in der Soziologie – heutige Fragestellungen und Perspektiven. Soziologie, 32. Jg., Heft 1, 21–36.

Beiträge aus Sammelbänden: Lehn, D. von, Heath, Ch. 2003: Das Museum als Lern- und Erlebnisraum. In J. Allmendinger (Hg.), Entstaatlichung und soziale Sicherheit. Opladen: Leske + Budrich, 902–914.

Online-Quellen: Berger, R., Hammer, R. 2007: Links oder rechts; das ist hier die Frage. Eine spieltheoretische Analyse von Elfmeterschüssen mit Bundesligadaten. Arbeitsbericht des Instituts für Soziologie der Universität Leipzig Nr. 47, http://www2.uni-leipzig.de/~sozio/content/site/a_berichte/47.pdf (letzter Aufruf 23. Juni 2007).

Fügen Sie Ihrem Manuskript bitte **deutsche und englische Zusammenfassungen von maximal je 15 Zeilen**, sowie **Name, Titel und Korrespondenzadresse** bei. Speichern Sie Ihren Text bitte im Format Ihres Schreibprogramms und als rtf-file (Rich Text Format) und schicken Sie die Dateien **per E-Mail** an die Redaktion der Soziologie.

Aktuelle Neuerscheinungen

Richard Münch

Das Regime des Freihandels

Entwicklung und Ungleichheit
in der Weltgesellschaft

2011. 330 Seiten. 17 Abbildungen

ISBN 978-3-593-39521-0

Der globale Freihandel spaltet die Welt in Befürworter und Gegner.

Für die einen vermehrt er den Wohlstand und hilft Armut zu überwinden, für die anderen macht er die Reichen noch reicher und lässt neue Armut entstehen. Die Entwicklung der vergangenen 30 Jahre lehrt, dass die Wahrheit beide Positionen umfasst. In den bislang armen Regionen der Welt entstehen neue Zentren des Reichtums, in den bislang reichen Regionen neue Zonen der Armut. Richard Münch erklärt den Zusammenhang dieser zwei Seiten des Freihandels mittels einer Theorie des Solidaritätswandels in der wachsenden internationalen Arbeitsteilung und analysiert ihn gemeinsam mit Christian Dressel empirisch.

Ludger Heidbrink, Imke Schmidt,
Björn Ahaus (Hg.)

Die Verantwortung des Konsumenten

Über das Verhältnis von Markt,
Moral und Konsum

2011. 329 Seiten. 11 Abbildungen

ISBN 978-3-593-39537-1

In der jüngsten Zeit hat sich das Verhalten von Konsumenten stark verändert: Immer mehr Verbraucher legen Wert auf nachhaltige Produkte, die Einhaltung von Sozialstandards und faire Handelsbeziehungen. »Verantwortung« ist zu einem wichtigen Faktor des Konsums geworden. Doch worin genau besteht die Verantwortung des Konsumenten, welche Bedeutung hat sie für die Entwicklung der Marktwirtschaft und der Konsumgesellschaft? Der Band wirft einen aktuellen Blick auf die Grenzen des Wachstums und entwickelt Vorschläge für die nachhaltige Gestaltung der Zukunft.



campus.de

campus

Frankfurt. New York

Biographie- und Lebensweltforschung

Daniela Rothe

Lebenslanges Lernen als Programm

Eine diskursive Formation in
der Erwachsenenbildung

2011. 465 Seiten. Band 9
ISBN 978-3-593-39425-1

Die Rede vom lebenslangen Lernen bestimmt heute die öffentliche Bildungsdebatte sowie die Erwachsenenbildungsforschung. Daniela Rothe zeigt, dass dadurch Lernen zunehmend als selbstgesteuerte Anpassung an den gesellschaftlichen Wandel gesehen wird und der Zugang zu Bildung in Abhängigkeit von Kosten-Nutzen-Kalkülen gerät. Sie plädiert für einen kritischen Abstand zum Programm Lebenslanges Lernen und für autonome Konzepte zur Analyse und Begleitung von Lernen in der Lebensspanne.

Thea D. Boldt

Die stille Integration

Identitätskonstruktionen
von polnischen Migranten
in Deutschland

2012. 223 Seiten. Band 11
ISBN 978-3-593-39496-1

Etwa zwei Millionen Menschen polnischer Herkunft leben in Deutschland. Anhand von biographischen lebens- und familiengeschichtlichen Erzählungen polnischer Migranten schildert Thea Boldt in diesem Band deren Identitätskonstruktionen und Alltagserfahrungen. Sie zeigt, welche wichtige Rolle dabei die schwierige deutsch-polnische Kollektivgeschichte bis heute spielt.



campus.de

campus

Frankfurt. New York